

KOMM!

DER GEIST UND DIE BRAUT SPRECHEN: KOMM! UND WER ES HÖRT, DER SPRECHE: KOMM! UND WEN DA DÜRSTET, DER KOMME; UND WER DA WILL, DER NEHME DAS WASSER DES LEBENS UMSONST! Offenb. 22,17

DEZEMBER 2008

INFORMATION · KOMMENTARE · TEXTE

NR. 26

Vom nichtigen Wandel
losgekauft.

Passt das herrliche Erlösungswerk des Gottessohnes nicht mehr zu dieser „Christen“-Generation? Seite 3

Wie man das Wort Gottes ungütig machen kann. Seite 10

Tausende Kinder müssen sich in Kindergärten und Unterricht mit okkulten Werken befassen. Seite 12

Wie biblisch ist unsere Gemeinde? Seite 22

Und ER spricht zu ihnen: Wessen ist dieses Bild und die Aufschrift? Mt 22,20

Das Bild & die Aufschrift

Einst bemerkte ein Christ auf einigen ihm wohl bekannten Hausdächern einen Schriftzug, der sein Interesse weckte. Er lautete „SatAn“ und zierte die Schüssel der Satellitenempfangsanlage. Es handelt sich dabei logischerweise um einen kommerziellen Produktnamen, dennoch musste der Bruder im Vorbeifahren einige Überlegungen anstellen.

Ein technischer Name wird keinerlei Bedeutung für die Schnitter unseres Herrn haben, die zur rechten Zeit ausgesandt werden, – ebenso wenig hätte dieser Schriftzug über einem ägyptischen Türpfosten seinerzeit den Würgeengel tangiert, für diesen war allein das rettende Blut relevant.

Aus gutem Grund sollten aber wir die Beschaffenheit unseres persönlichen geistlichen Hauses einer konsequenten Überprüfung unterziehen, – in erster Linie das *Fundament*, muss es doch auf dem einzig wahren Fels gegründet sein, soll es wirklich halten. Bis vor kurzem war diese Bauvorschrift im Reich Gottes jedem klar, die Bibelkritik der jüngeren Zeit schob allerdings in vielen Fällen eine unheilvolle Isolierschicht darüber, so dass mancherorts die Standfestigkeit nicht mehr im geeigneten Maß gegeben ist. „Solus Christus“ wurde vom Verein irdisch orientierter Bauleute schon

immer als ungeeignete Methode verworfen. Man kritisiert, man belächelt den fundamental-massiven Baustil und diskriminiert die berufenen Bauleute, die vom Bauplan der höchsten Autorität nicht abweichen wollen. Ihr treues Festhalten an der Norm wird umdefiniert in „aggressive Gesprächsunfähigkeit einer fanatischen Splittergruppe“.



Dem Bauherrn zum Trotz errichtet seinerseits der Bauplump des Weltkreises in der bekannten Sandboden-Methode von Religion und Tradition etliche neokommunale Zu- und Umbauten auf dem Grund ihres Vereinswesens und menschlicher Weisheit. Ihr potemkinscher Baustil lässt vor allem die „Kirche im Dorf“ und fördert in hohem Maße

babylonisches Kommunaldenken samt kurzsichtiger Zukunftsvision, – Ewigkeitswert kontra Leichtbauweise.

DAS QUALITÄTSSIEGEL

Unter irdischen Baumeistern, Rolllädenherstellern, Materiallieferanten und Fertigteilhausfirmen drücken viele einer Baustelle, einem Rohbau und einem Musterhaus ihren Namen und Schriftzug auf. Dieser Gedanke bewegte den oben erwähnten Bruder nun, und er bemerkte, wie die entscheidende Frage seines Lebens im Laufe der Zeit immer mehr an Bedeutung gewinnt: Wes ist das Bild und die Aufschrift meines Daseins? STEPHANUS kam ihm in den Sinn, der erste Märtyrer, dessen einheitliches Bild von seinem Leben und Sterben einem jungen Mann namens SAULUS einen so tiefen Eindruck vermittelte, dass dieser bei seinem eigenen irdischen Ende das Gleiche auch von sich selbst behaupten konnte, wiewohl sein Tun und Wesen ursprünglich einen völlig anderen Stempel trug, ja, er konnte schließlich das Bild und die Aufschrift des Christus vorweisen: Ich habe mehr gearbeitet als alle, nicht aber ich, sondern die Gnade Gottes in mir. Auf Erden kann

man nicht mehr erreichen! Der Gedanke an den Propheten DANIEL gesellte sich dazu, einer von jenen, die ein ganz deutliches Bild und eine so prägnante Aufschrift von ihrem Gott trugen wie wenige sonst; auch MOSE und ИИОВ, alle diese hatten kein leichtes Leben, – umso heller strahlt ihr Erlöser über ihnen. Haben *wir*, angesichts der Wolke

man nicht mehr erreichen! Der Gedanke an den Propheten DANIEL gesellte sich dazu, einer von jenen, die ein ganz deutliches Bild und eine so prägnante Aufschrift von ihrem Gott trugen wie wenige sonst; auch MOSE und ИИОВ, alle diese hatten kein leichtes Leben, – umso heller strahlt ihr Erlöser über ihnen. Haben *wir*, angesichts der Wolke

solcher Zeugen, ernsthaft hinterfragt, wes das Bild und die Aufschrift in und über unserem Leben ist, – vor dem Hintergrund, dass wir mit dem Herrn gekreuzigt sind? Was sagt die Aufschrift über uns aus, wofür sind wir in unserer Familie bekannt, an der Arbeitsstelle, als Kollegen, als Brüder und Schwestern in der Gemeinde?

Ist es uns in der Tat möglich geworden, in diesem Leben auch nur *einem* Menschen das wahre Licht zu vermitteln, den Weg zu Christus zu weisen, durch die wunderbaren Worte des Heilands und durch das, was *Er in uns bewirkt*, dann hat sich jedes Leid, jeder Aufwand, jeder schwere Weg gelohnt.

Wenn nur an uns nicht zuschanden werden, die Gott suchen!

Wir sollten hier keiner Täuschung erliegen, denn nicht der subjektive Eindruck unseres Etiketts ist ausschlaggebend, als kleines religiöses Trugbild vielleicht, das man sich schön malt, übertüncht und im Spiegel seines Ichs wohlwollend betrachtet, – ein Motiv, ein Motto, das dem Menschen als solchem gefallen kann und muss...

Es ist die Tragik des „christlichen“ Vereinswesens, dass jene mit gleichem Bildchen einander mögen und den großen Zusammenschluss auf dem kleinen gemeinsamen Nenner schätzen, ungeachtet dessen, was für die ewige Zukunft relevant ist; was der Herr sagt und wie sie das realistische Bild und die Aufschrift ihres Lebens übertüncht haben. So ergeht man sich bis in die Gegenwart in Nebensächlichkeiten, die dem Sohn Gottes und Seinem

Wort immer wieder eins auswischen sollen. Damals war 's unter anderem die Steuermünze, heute kehrt man Verbindendes zwischen den Denominationen hervor – die Musik darf derzeit dafür erhalten; man schafft dazu ein gemeinsames Feindbild durch das Anprangern derer, denen der Sinn allein nach Gottes Wort und dem dazugehörenden Gehorsam steht.

Dem Kaiser geben, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist – war die Antwort des Herrn schon damals auf die Fangfrage einer seltsam geeinten Gruppe aus Pharisäern und Herodianern, sonst einander ja spinnefeind. Der Kaiser steht an der *ersten* Stelle, der Herr teilt ihm in den Herzen der arglistigen Heuchler die entsprechende Priorität zu, und das bei allen Synoptikern exakt gleich! (Mt 22,16-22; Mk 12,13-17; Lk 20,21-26). Wenn man nun in TOPIC lesen konnte, dass Regierungsmitglieder negative Vorinformationen über evangelikale Gruppen in Buchform geschenkt bekamen, – und das aus christlicher Hand –, dann wird deutlich, wie und wem dieses Wort Jesu auch heute gilt. Es schmerzt, – David durfte es in einen Psalm kleiden: **Wenn mich doch mein Feind schändete, wollte ich's leiden; und wenn mein Hasser wider mich pochte, wollte ich mich vor ihm verbergen. Du aber bist mein Geselle, mein Freund und mein Verwandter, die wir freundlich miteinander waren unter uns; wir wandelten im Hause Gottes unter der Menge.** (Ps 55,13-15).


Gerade in dieser Zeit, in der die Liebe in vielen erkalten wird, ist die Frage wichtig: Was ist mit dem Bild und der Aufschrift *deines* Lebens? Wem bist du nun verantwortlich zu geben, was *sein* ist? Wie hoch ist der Prozentsatz an Zeit, an Geld, an Ehre? Welche Aufschrift zielt deine Empfangsanlage und wie heißt dein Ziel? Wie ist dein Name, wie wird er einst lauten?

Wer überwindet, dem werde ich von dem verborgenen Manna zu essen geben; und ich werde ihm einen weißen Stein geben und auf dem Stein geschrieben einen neuen Namen, den niemand kennt außer dem, der ihn empfängt (Offenbarung 2,17). Dieser Name wird vom Bild und

der Aufschrift des Überwinderlebens bestimmt sein. Im 2. Korintherbrief, am Ende dieses so seelsorgerlichen Wortes Gottes, steht unter anderem: *Prüft euch selbst, ob ihr im Glauben seid; stellt euch selbst auf die Probe! Oder erkennt ihr euch selbst nicht, dass Jesus Christus in euch ist? Es sei denn, dass ihr unecht wärt!* Und Paulus fügt noch das Wort an: *Im übrigen, ihr Brüder, freut euch, lasst euch zurechtbringen...*

Der Etikettenschwindel stellt wohl gegenwärtig das größte Problem dar, das die Christenheit ihrem Umfeld zumutet, sie ist *unglaublich* geworden, da der Inhalt längst nicht mehr der Beschreibung entspricht, mag die Aufschrift behaupten, was sie will.

Es gilt zu prüfen: Glaube ich das wirklich, was ich im Wort Gottes lese, glaube ich das wirklich, was beim Gebet in der Gemeinschaft über meine Lippen kommt, was ich singe, was ich schreibe?

Ist denn *in meinem Inneren* wirklich vorhanden, was *der äußere Eindruck vermittelt*? Oder sollte ich besser am Etikett „bedingt“ oder „bedingt haltbar“ als zusätzlichen Vermerk anbringen? Wir wissen, dass Gott größer ist als unser Herz (1Jo 3,20) und dass nur Er imstande ist, unser Leben dem anzugleichen, was Er als Norm bestimmt hat. Es heißt also, danach zu trachten, dass Er mit uns zum Ziele kommt, damit Bild, Aufschrift und Inhalt von Ihm sind. Lassen wir uns verändern, lassen wir uns zurechtbringen, egal, wie die Umstände sein mögen, welche Ausgangsposition wir haben. Haben wir Glauben an Gott, lassen wir uns durch nichts beirren! Selbstverständlich wird der Mensch, den Er nach dem Bild Seines Sohnes umwandelt, einem Namenschristen „fundamental“ erscheinen. Denn bei echten Gotteskindern sprechen wir von ehemals *verlorenen Sündern*, in jeder Hinsicht *arme*, in Ihm aber nun glückselige Menschen, vom Heiland überreich beschenkt, sie können *nichts weniger* vorweisen als Christus allein und besitzen damit alles. *Mehr als Christus* kann man nicht erreichen, gehaltvoller kann der Inhalt des Gottesgeschenks nicht sein und schöner und wertvoller kann das Bild und die Aufschrift nicht sein. FW 

KOMM!

Das Gebet und die Braut sprechen: Komme Und wie es heißt, das sprache: Komme Und wie es heißt, der Komme; und wie es heißt, der seinen das Wasser des Lebens trinket. (Offenb. 22,17)

Impressum:

Diese Zeitschrift wird mit der Intention erstellt, der herausgerufenen Gemeinde Jesu Christi durch fundierte Beiträge historischer und zeitgemäßer Natur Information und Hilfe zu bieten. Sie ist völlig unabhängig von Kirchen, Gemeinden, Organisationen und Verbänden und wird zu 100% privat hergestellt und kostenfrei abgegeben und versandt.

Herausgeber, Hersteller und für den Inhalt verantwortlich: Werner Fürstberger, A-4040 Linz, Aubergstrasse 47, Tel. +4369910701271, e-Mail: komm.mail@gmail.com

Zum Lesen und Downloaden:
<http://l-gassmann.de/content.php?id=18&key=KOMM>
<http://bittorrent.bibelvergleich.at>

EINE WAHRHAFT HERRLICHE BEFREIUNG:

Losgekauft...

Denn ihr wisst ja, dass ihr nicht mit vergänglichen Dingen, mit Silber oder Gold, losgekauft worden seid aus eurem nichtigen, von den Vätern überlieferten Wandel, sondern mit dem kostbaren Blut des Christus, als eines makellosen und unbefleckten Lammes. Er war zuvor ersehen vor Grundlegung der Welt, aber wurde offenbar gemacht in den letzten Zeiten um euretwillen, die ihr durch ihn an Gott glaubt, der ihn aus den Toten auferweckt und ihm Herrlichkeit gegeben hat, damit euer Glaube und eure Hoffnung auf Gott gerichtet seien. (1Petr 1,18-21).

Losgekauft aus dem Nichtigen – welch ein erlösendes Wort voller Qualität und Gnade für ein in tiefstem Grunde verdorbenes Menschenleben, das von frühester Kindheit an verkehrt gepolt, falsch gelehrt und total verfahren war.

Wird aber auch heutzutage jeder, der sich zu den Christen zählt, in den Jubel über dieses befreiende Wort einstimmen können? Manch einer wird sich vielleicht fragen: „Was mag das heißen: losgekauft?“. Leben wir doch schließlich nicht mehr in den Fünfzigern und Sechzigern des vorigen Jahrhunderts, wo Zielverfehlung noch Sünde genannt wurde... Die Stupidität der endzeitlichen Verharmlosung hat die Begriffe längst neu definiert für die Zukunft des scheinheiligen, kuschelweichen Miteinanders babylonischer Gemeinsamkeit. Man findet nichts Böses mehr dabei, wenn man „im Glauben“ etliches mitnimmt, Dinge, die man vor 30, 40 Jahren noch mit Abscheu von sich gestoßen und tunlichst gemieden hätte.

Man hält sich nicht mehr mit *Sünde* auf, man bevorzugt heute das *Gefühl*, man wähnt sich frei und fühlt sich vermeintlich wohl in selbstgefälligem Tun und Wandel, – ein Gotteswort, wie das obige, sagt einem nichts mehr, man liest locker darüber hinweg. Wer gelernt hat, Unrecht wie Wasser zu sau-

fen, verschluckt sich nicht an Mücken und wird sich hüten, Kamele zu sehen. Die Philosophie der Richterzeit definiert heute den Standard vom Knast bis zur Kanzel: *jeder tut, was ihm recht dünkt*. So endet auch die gegenwärtige Generation wieder im gottfeindlichen Ich-Dasein, das die Sicht auf die eigene Misere und ihre Folgen defintiv verunmöglicht, – geistlich erblindet, der gottgegebene Spiegel wird eigenhändig verworfen.

Das herrliche Erlösungswerk des Menschensohnes passt nicht mehr so recht zur Einstellung dieser „Christenheit“, die sich global Jahr für Jahr weiter entfernt vom Gehorsam dem Wort Gottes gegenüber, die obskure und obszöne „Bibel“-Derivate unbedenklich findet, und statt der unmittelbaren Nähe zum Heiland kritische Äußerungen zu Seiner Gottheit bevorzugt.

Eine gezielt geistlich-suizide Distanz schafft hier eine Kluft, die dem (Un-)Verstand ein rettendes Überbrücken unmöglich macht und bewirkt den folgenschweren Ölverlust in den Lampen jener, die doch mit berufen gewesen wären, der Mitternacht wachsam entgegenzueilen.

Der Gott dieser Welt hat sie fest im Griff, alle, die so gerne dieser Welt angehören, die erfolgreichen Wirtschaftstreibenden, die Religiösen, die Atheisten, die Gestrandeten, die Süchtigen, die Sauberen, die Politiker, die Terroristen, die Anarchisten, die Stars, die Bigotten, die Spinner, die menschlich Vernünftigen, die Weltweisen, die Gedankenlosen, die Philosophen, die Medienmacher, die von den Medien Geschädigten, alle, – bis auf eine einzige Gruppe: Die *Kinder Gottes, die Seinem Wort gehorsam sind*. Diese stören die fragwürdige Harmonie des Weltsystem, je länger, je mehr, die gehören samt ihrer hartnäckigen Einstellung für immer weg!

Da erklärt sich das viele Bemühen ringsherum, das Wort Gottes unglaublich zu machen durch blasphemische Attacken, durch In-Frage-Stellen.

Auch die oft so grausame Verfolgung durch die irdischen Vasallen der Finsternis, die sich nicht ergreifen lassen vom Licht, wird erklärbar. „Eine, die den Frieden gefunden hat“ (Hl 8,10), stört de facto jene, die unter dem Urteil: **Keinen Frieden, spricht der HERR, gibt es für die Gottlosen!** (Jes 48, 22; 57,21), permanent ihre Friedlosigkeit unter Beweis stellen: **Gleichwie damals der gemäß dem Fleisch Geborene den gemäß dem Geist Geborenen verfolgte, so auch jetzt** (Gal 4, 29).

Welch emsiges Bemühen, welch weltweite, lächerliche Ver(sch)wendung von Energie und finanziellen Mitteln in diesem K(r)ampf! Der Teilchenbeschleuniger mit seinem Kosten von vier Mrd. Euro wird weiterhin den Urknall des Menschen beweisen, – nichts ist zu teuer, nichts zu weit hergeholt, von Darwin bis zu dem Bemühen, das Wort Gottes auf den Index zu setzen wegen „jugendgefährdenden Inhalts“. Hier sind auch die unnötigen Witze von den Kanzeln, von Leitern der Jugend-, Gebets- und Bibelstunden zu nennen, das alberne Geschwätz und jede unbiblische Lehre von geistigen Vorturnern eines dem Wort Gottes längst entfremdeten Auditoriums, das die Bibel im Regal lieber verstauben lässt, als sich der gezielt verwässerten Botschaft und unbiblischen Lehre energisch entgegenzustemmen.

Und doch geht es dabei um nichts weniger als um das Ewige Leben, – auch das deines Sitznachbarn! Und dieser wird nicht durch dilettantische Maßnahmen, durch Musik, Witze und Albernheiten zum Heiland geführt.

Allzu oft werden suchende Menschen verwirrt und in die Irre geführt durch den nichtigen Wandel der Menschen in den Gemeinden, die die praktischen Auswirkungen des Losgekauftseins durch Christus nicht akzeptieren, aber den Schein eines gottseligen Lebens aufweisen. Sind sie die blinden Blindenleiter, die Schandflecken, die ohne Scheu sich selbst weiterhin weiden? Sind sie diese Wolken ohne Wasser, von Winden umhergetrieben, unfruchtbare Bäume, zweimal erstorben und enturzelt, wilde Wellen des Meeres, die ihre eigene Schande ausschäuen

(Fortsetzung auf Seite 5)

Und er hieß ihn hinausgehen und sprach: Siehe gen Himmel und zähle die Sterne; kannst du sie zählen? und sprach zu ihm: Also soll dein Same werden. (1Mo 15,5)

Was für ein herrlicher Abend! Ein wunderbarer Sternenhimmel breitet sich strahlend klar über dem Waldesrand aus. Kein Laternenlicht verrät menschliche Anwesenheit, – nur die schemenhaften Dächer naher Bauernhöfe verkünden das Ausklingen eines arbeitsreichen Tages. Die friedliche Stimmung über den weiten, abgeernteten Feldern greift ruhig auf uns über, beeindruckt mit den vielen hell leuchtenden Sternen am Firmament die Herzen meiner drei älteren Enkelkinder und gleichermaßen mich, während



uns die mitgebrachten Getränke die kühle Abendluft vergessen lassen. Ein Abend wie dieser ist hervorragend geeignet, den Himmel über uns mit seinen unzähligen, diamantengleichen Himmelskörpern zu bestaunen. Man kann in dieser gigantischen Schau gut nachvollziehen, dass verschiedene Formationen Namen erhielten, wie „Großer“ und „Kleiner Wagen“. Wir genießen in ehrfurchtvoller Faszination diese Größe und Weite, die der Allmächtige geschaffen hat. Während uns die Worte fehlen, diese Pracht beschreiben zu können, bemerkt Elisa ein aufregendes Phänomen: „Schau dort, eine Sternschnuppe!“ Auch die anderen beiden verfolgen mit offenen Mund die Bahn dieses verglühenden Etwas. So etwas hatten sie in der Realität noch nie miterlebt. „Darf man sich jetzt wirklich etwas wünschen?“ – „Kinder, wie sollte etwas, das selbst am Verlöschen ist, Wünsche erfüllen, ein lebloses Ding? Wenn man eine ferne Sternschnuppe entdeckt, was sollte die von unseren Herzensgedanken wissen? Freilich, viele Menschen fänden es schön, wenn sie sich bei solch einer Gelegenheit einen Wunsch erfüllen könnten. Es ist aber reiner Aberglaube“. Schon fragt der nächste: „Du Opa, wie ist es den dann mit den Horoskopen welche man jeden Tag in den Zeitschriften liest, da werden doch die Sterne befragt?“. „Benjamin“, antworte ich, „diese Art, etwas über die Zukunft wissen zu wollen, ist schon uralt. Zu diesem Zweck

BIO-LOGISCHES

von Hubert L.

haben sich frühere Regenten spezielle Ratgeber am Hofe gehalten, von denen sie sich Voraussagen erhofften, man war der Meinung, man könnte aufgrund der Sternen- und Planetenkonstellation die Zukunft berechnen. Solche Menschen nennt man Astrologen oder auch Sterndeuter. Astronomen dagegen sind ernsthafte Forscher, die auf naturwissenschaftlicher Basis das All erkunden. „Aber so viele Menschen glauben

doch an ihr Horoskop und gestalten auch ihren Tagesablauf danach!“ – „Ja, leider, es ist sehr traurig, dass man sich darauf verlässt. Aber wie könnten Sterne unser Leben beeinflussen? Das ist auch kein neutrales Gebiet, auf dem man sich dabei befindet. Der Prophet Jesaja schreibt: **Tritt doch auf mit deinen Beschwörungen und mit der Menge deiner Zaubereien, mit denen du dich abgemüht hast von Jugend auf! Vielleicht vermagst du zu helfen; vielleicht kannst du Schrecken einflößen. Du bist müde geworden von der Menge deiner Beratungen. So lass sie doch herzutreten und dich retten, die den Himmel einteilen, die Sternseher, die jeden Neumond ankündigen, was über dich kommen soll! Siehe, sie sind geworden wie Stoppeln, die das Feuer verbrannt hat; sie werden ihre Seele nicht vor der Gewalt der Flammen erretten; denn es wird keine Kohlenglut sein, an der man sich wärmen, und kein Ofen, an dem man sitzen könnte** (Jes47,12ff).

Ich kann euch nur raten, vertraut auf *den*, der dies alles geschaffen hat. Zu *Ihm* könnt ihr mit euren Sorgen und auch mit euren Wünschen kommen. Der Prophet Jeremia schreibt: **Er ist 's, der die Erde erschaffen hat durch seine Kraft, der in seiner Weisheit den Weltkreis abgegrenzt und mit seinem Verstand den Himmel ausgespannt hat. Sobald er den Donnerschall gibt, sammelt sich eine Wassermenge am**

Himmel, und Wolken ziehen herauf vom Ende der Erde. Blitze macht er zum Regen, und den Wind führt er aus seinen Kammern hervor (Jer 10,12).

Der Allmächtige weiß alles und hat alles, was ihr benötigt. Ein Bekannter von mir arbeitet bei einem grossen Zeitschriften-Verlag, in dem Horoskope von den Mitarbeitern erstellt werden. Keiner von ihnen arbeitet mit einem Fernrohr und beobachtet die Stellung der Sterne. Es gibt heute sogar einen neuen Trend, Wünsche ins Universum senden zu lassen. Dazu gäbe es noch viel zu bemerken, aber heute abend wollen wir den Blick ins All genießen.“ „Da ganz rechts seht ihr den Mond. Heute wird nur ein kleiner Teil von der Sonne beschienen, deshalb sieht er wie eine Sichel aus“. Marcel möchte wissen, warum der Mond da oben schweben bleibt, warum die schwere Kugel nicht herunterfällt. „Und was ist mit dem Mondkalender?“ fragt Elisa, „Haare und Fingernägel soll man doch an gewissen Tagen nicht schneiden...“ „Ach, das ist doch genau so wie mit dem Horoskop. Der ‚treue Zeuge in den Wolken‘, wie die Bibel ihn beschreibt, kann nichts dagegen tun, dass ihm der Mensch die verrücktesten Wirkungen zuschreibt. An sich ist er nur tote Masse, allerdings wirkt er durch die Gravitationskräfte sehr wohl auf die Erde ein. Er sorgt z. B. für die richtige Schräglage unseres Planeten und beeinflusst die Zeiten von Ebbe und Flut“.

Auch mich interessiert er, dieser Mond, wie er so ruhig im All schwebt und in seiner Bahn bleibt. Und welche Kräfte erhalten dieses kugelhähnliche Ding, auf dem wir manchmal so gedankenlos dahinleben? Die Erde zieht mit 108.000 km/h stetig ihre Bahn um die Sonne, wie aber wird für den überlebenswichtigen Abstand gesorgt? Ein paar Zehntelgrade der Schräglage, ein paar entscheidende Kilometer Entfernung halten alles im Gleichgewicht, wir würden sonst verbrennen oder vor Kälte erstarren. Sogar einen Schutzschild gegen kosmische Strahlung besitzt unser Planet, und Sauerstoff ist in großer Menge vorhanden. Tag und Nacht wechseln zum Wohl der Kreatur seit dem Tag, an dem der Schöpfer dies befahl. Doch was treibt den Menschen, wie geht er mit seinem Umfeld um? Mehr beim nächsten Mal.

Euer Hubert 

(Fortsetzung von Seite 3)

men; denen der alte Wandel mehr wert ist als die Rettung der eigenen Seele und die des anderen? Der Leser möge den Herrn fragen, wo er selbst steht, damit er hier nicht falle.

Das Wort beginnt ganz klar: „Denn ihr wisst ja...“ Ist es uns wirklich bewusst, dass wir losgekauft sind vom alten Wandel? Sieht man das, merkt man das? Werden Menschen nunmehr gewonnen für Christus durch mein normales Wesen als Gotteskind?

Für die getreuen „Unentwegten“, die im wahrsten Sinn dieses Wortes den Weg noch erkennen und betreten, und damit auch die Wahrheit und das Leben, wurde dieses Wort aus dem Ersten Petrusbrief zu einem unendlichen Labsal. Vorbei ist für sie die Gebundenheit an das System dieser Welt, die sie durch all das menschlich-traditionelle Streben nach Macht, Geld und Ehre, durch religiöse und rituelle Handlungen und Denkweisen so lange gefangen hielt.

Hätte der Heiland uns davon mit Silber oder Gold losgekauft wollen, dann wäre er nicht um unsertwillen arm geworden. Wäre es Ihm um Erlösung durch Ehre gegangen, dann wäre er nicht der Allverachtetste und Unwerteste geworden (Jes 53,3). Wäre Ihm an Religion und Tradition gelegen gewesen, hätte er sich mit den religiösen Führern arrangiert.

So war es aber eben nicht. Der Intention des Gottessohnes war eine volle Erlösung vom nichtigen Wandel, der Kaufpreis ein unermesslich hoher.

Deshalb reflektiert dieses teure Lossein seiner geliebten Kinder in jedem Fall binnem kurzem Seine wahre Absicht: sie gehen hinaus von alledem, sie rücken ab davon, sie rühren das Unreine nicht mehr an – losgekauft! „Denn ihr wisst ja...“ Sie wissen, – es ist klar.

Was aber muss wohl geschehen und verkündigt worden sein, dass heute viele Menschen, die sich den Gemeinden anschließen, in gar gestärktem Selbstwertgefühl von Geld, Ehre und Weltlichkeit beherrscht werden, also exakt vom Gegenteil des Wesens und der Absicht des Gottessohnes?

Dem Verständigen könnte man hier raten, im 16. Kapitel bei Hese-kiel nachzulesen, wie der Herr diesen

Umstand bei Seinem Volk richtet; aber die Unverständigen werden es nicht zu Herzen nehmen, sie werden weiterlaufen zu ewigem Schaden, – leider (Spr 22,3;27,12)!

Der Heiland hat uns eben gerade nicht mit weltlichen Werten aus all dem alten Unrat erkauft, er verwendete ein höheres Zahlungsmittel, das der Gerechtigkeit des allein wahren Gottes in jeder Hinsicht völlig entspricht – sein kostbares Blut; das jeden Besitzanspruch durch den teuflischen Erstbesitzer schlagartig beendet, ebenso durch uns selbst – das beweist, wie teuer wir erkauft und wie frei wir dadurch wirklich geworden sind. „Denn ihr wisst ja...“ – eine feststehende Tatsache.

Im Grunde ist der nichtige Wandel eines jeden von gleicher Art, egal woher dieser Mensch abstammt, und wo er lebt, – es handelt sich als Folge des Sündenfalls um einen permanenten Ersatz für das, was von Gott ursprünglich gewollt war: Religion ersetzt den vertrauten Umgang mit dem Schöpfergott; Geld und Besitzdenken ersetzen das Vertrauen in den liebenden Gott, der viele immer noch zu rechtzeitiger Annahme der Errettung erhält. Menschliche Ehre, gepaart mit Hochmut und Stolz ersetzen die Herrschaft Gottes durch das Ego. Dazu gesellen sich in der Folge zwangsläufig Auswirkungen wie außereheliche Sexualität, Rauschmittelgenuss, psychische Störungen, esoterische und okkulte Verirrungen.

Im vierten Kapitel greift der Petrusbrief das Thema erneut auf: **Denn es ist für uns genug, dass wir die vergangene Zeit des Lebens nach dem Willen der Heiden zugebracht haben, indem wir uns gehen lassen in Ausschweifungen, Begierden, Trunksucht, Belustigungen, Trinkgelagen und frevelhaftem Götzendienst. Das befremdet sie, daß ihr nicht mitlauft in denselben heillosen Schlamm, und darum lästern sie; sie werden aber dem Rechenschaft geben müssen, der bereit ist, die Lebendigen und die Toten zu richten** (1Petr 4,3).

Was immer den Katalog unseres Lebens diesbezüglich gefüllt hatte, es erheben sich zwei Fragen:

1. Sind wir wirklich frei geworden?

Von allem, was uns gefangen hielt?

2. Befremdet das wirklich jemanden, dass wir nicht mehr mitlaufen in denselben heillosen Schlamm?

Wundert sich irgendjemand?

Die gegenwärtige Generation, die sich in der westlichen Gesellschaft zur Gemeinde zählt, wirkt wahrlich nicht wie das Musterbeispiel für die in diesem Gotteswort geoffenbarte Wahrheit, – eher als laufe sie recht gerne mit in dem zitierten heillosen Schlamm. Es sieht so aus, als wäre die Belustigung das Wichtigste im Gemeindealltag geworden, – als wären die Begierden wichtiger als das Vertrauen in Gottes Hilfe.

Als Beispiel möge die Unfähigkeit zu warten genannt sein: Gerade heute, in einer Zeit des Wohlstands, der schnellen Machbarkeit, der prompten Erreichbarkeit vieler Menschen, Wünsche und Dinge; in einer Zeit beinahe ungehemmter Mobilität, ist es dem Herzen schwer geworden, zu warten und zu vertrauen auf Gottes Hilfe. Dieses Warten beschränkt sich nun wohl eher auf Schwerkranke, auf zwangsläufig Bettlägerige, auf Hilflose. Jeder andere in unseren Gemeinden, der nur irgendwie kann, greift sofort zur Selbsthilfe. Das Warten und Vertrauen im Glauben ist zum Fremdwort geworden. Viele wähen sich wohl recht begabt, aber warten, stille sein und hoffen...? Da fehlt es weit.

Jede neue Errungenschaft der Technik, des Sozialen und der Freizeitgestaltung, wird dem Menschen offensichtlich am Ende zum Verhängnis und offenbart die Bosheit seines Herzens noch mehr. Die Schnelllebigkeit, das Sofort-Haben-Wollen, das Nicht-Warten-Können tut auch unter uns ein zerstörerisches Werk. Wen bekümmert 's, dass man dabei weder nach Gottes Rat noch nach seiner Ehre fragt? Man reist drauflos, man kauft drauflos, man verbindet sich drauflos, man verbringt hemmungslos seine Freizeit – ohne Gott vorher gefragt zu haben. **Ein Erbe, welches man am Anfang übereilt erworben hat, das wird am Ende nicht gesegnet sein** (Spr 20,21). Was man unbedingt sofort haben muss, ... das hat das Bild und die Aufschrift des Satans. Er weiß, dass er keine Zeit hat und er ist nicht alleine, wie man sieht.

Wer dagegen Gott seinen Vater nennen darf (nicht nur mit Worten!), der kann warten, was der Vater ihm gibt, der erhält den Segen und mit Sicherheit das Richtige für Gegenwart und Zukunft. Der rechte, der himmlische Vater weiß doch, was wir benötigen, lange bevor wir selber wissen, was gut für uns ist.

Aber wer lebt im 21. Jahrhundert hier in Europa, im Glauben an den Vater – in der Gemeinde des lebendigen Gottes und beweist durch seinen Wandel, dass unsere Heimat im Himmel ist und – kann deshalb warten? Wer hat noch Zeit, mit Gott zu rechnen? Wer rechnet demnach überhaupt noch damit, dass Gott lebt? Zeugt nicht unser Nicht-Warten-Können von einem elementaren Unglauben?

Halte still dem Herrn und warte auf ihn! (Ps 37,7). Dass man diesem Wort nicht mehr folgen kann, zieht als Konsequenz eine versäumte, eine verlorene Herzensbildung nach sich. Denn um diese zu erreichen, müsste man glauben, dass Gott ist und denen, die auf ihn warten, ein Vergelter sein werde. Tun wir das?

Im gleichen Maß, wie die Unfähigkeit zu glauben und warten zu können, verloren ging, ist die Unglaubwürdigkeit gestiegen, was einer nachhaltigen Evangelisation alle Möglichkeiten raubt. Das Beachten der „Stillen Wasser Siloahs“, das Hoffen und Stillesein vor dem Herrn hätte mehr gebracht, als all unser Dahinhetzen (Jes 8).

Die Menschen sind nicht befremdet über unser Anders-Sein im Herrn, wie das Petruswort sagt, im Gegenteil: sie lachen über solchen „Glauben“, sie haben Mitleid mit den armen Tröpfchen, die Gott mit dem Mund ehren, deren Herz ihm aber so offensichtlich fremd ist. Wer wieder einmal nichts merkt davon, sind die Betroffenen selbst.

Vergeblich ist ihr so gearteter Gottesdienst, – wertlos vergeudete Zeit. Suchende Menschen werden mit Gottes Hilfe inne, dass dies nicht der Glaube, sondern die Ichsucht ist und meiden unsere Gesellschaft, was man als Erfolg für die Wahrheit werten muss.

Wir sind wohl losgekauft, wer glaubt 's aber – und handelt danach?

Stunde um Stunde unseres Glau-

benslebens durchleben wir dieses Geprüft-Werden vor dem Vater in unserem täglichen Wandel in Christus, und sind unter anderem dem Warten im Glauben ausgesetzt. Jesus selbst hätte jederzeit die Macht gehabt, sich sofort zu helfen, er hat es niemals getan, Er hat es dem Vater überlassen.

„Haben, haben, haben!“ ist als natürliche Folge der Sünde der Ruf des menschlichen Herzens. – Unser Wort Gottes sagt uns aber deutlich, dass wir nunmehr losgekauft worden sind von alledem, mit dem teuren Blut dessen, der auf den Vater *warten konnte*. Worte aus dem 17. Jhd. mögen das untermalen, wenn es ihnen gelingt, unser Herz zu tangieren:

„So ging's den lieben Altten, an deren Fuß und Pfad wir uns noch täglich halten, wenn's fehlt an gutem Rat; sie zogen hin und wieder, ihr Kreuz war immer groß, bis daß der Tod sie niederlegt in des Grabes Schoß. Ich habe mich ergeben in gleiches Glück und Leid; was will ich besser leben als solche großen Leut'? Es muß ja durchgedrungen, es muß gelitten sein; wer nicht hat wohl gerungen, geht nicht zur Freud' hinein.“

Zu jener Zeit war es noch das gemeinsame Gut der Gläubigen: Man muss durchdringen, man muss ringen, „wer nicht hat wohl gerungen, geht nicht zur Freud hinein“.

Heute dagegen nimmt man jede im Wort Gottes verbotene Abkürzung und wundert sich schließlich, dass man das Ziel verfehlt hat, – aus den Augen verloren. Man nimmt sich nicht die Zeit, die Probleme, die Nöte, die Wünsche *mit Gott zu durchleben* und versäumt damit mehr als sein Kronenrecht! Schade! Es bleiben so viele im heillosen Schlamm stecken, weil sie das große Heil unseres Gottes nicht gebührend achten.

Als Herzugerufene aus den Heiden, als Eingepfropfte, müssten wir uns doch überaus glücklich schätzen, Anteil haben zu dürfen an solchem Heil, an unserem Erbarmen, der uns losgekauft hat und uns führen will:

Zur angenehmen Zeit habe ich dich erhört und am Tag des Heils dir geholfen; und ich will dich behüten und dich dem Volk zum Bund geben, damit du dem Land wieder aufhilfst und die verwüsteten Erbteile wieder als Erbesitz austeilst; damit du zu den Gefangenen sagst: »Geht hinaus!« und zu denen in der

Finsternis: »Kommt hervor!« Sie werden an den Straßen weiden und auf allen kahlen Hügeln ihre Weide haben. Sie werden weder hungern noch dürsten; keine trügerische Wasserspiegelung noch Sonne wird sie blenden; denn ihr Erbarmen wird sie führen und zu den Wasserquellen leiten. Ich werde alle meine Berge zum Weg machen, und meine Straßen sollen erhöht werden. Siehe, diese werden von ferne kommen und jene dort von Norden und von Westen, und diese aus dem Land der Sinim. (Jes 49,8ff).

Halten wir uns an den Eingangstext vor Augen: „Ihr seid erkauf worden...“ Wovon und wozu? Im ersten Brief an die Thessalonicher, eine Gemeinde aus den Heiden, steht, dass wir uns bekehren haben dürfen – von den Nichtigkeiten, um dem lebendigen und wahren Gott zu *diene*n.

Stellen wir uns als Beispiel in einer Gemeinde folgendes Geschehen vor: Ein Bruder gibt einem anderen ein sehr gutes, glaubenstärkendes Büchlein an die Hand oder eine Kassette von einem wirklich gottgesandten Prediger. Vier Wochen später behauptet der Beschenkte, er habe immer noch keine Zeit gehabt, sich das Präsent zu lesen oder anzuhören. Die Frage ist nun: „Was hat er in diesen Tagen getan, wofür hatte er Zeit?“ Es handelt sich um 28 Tage, mit zusammen 672 Stunden, das sind über 40.000 Minuten. Die wollen doch verbracht worden sein! Wenn man ein Drittel fürs Schlafen abzieht, der leiblichen Gesundheit wegen, ein Drittel für die Arbeitszeit, bleiben mehr als 9 Tage bzw. 224 Stunden, die mit etwas gefüllt wurden. Wenn er diese Zeit nach dem Willen Gottes zugebracht hat, im Wort Gottes gelesen, gebetet, Almosen gegeben, Kranke besucht usw. hat, wollen wir nicht weiter in ihn dringen, es ist gut so. Der Heiland als Herr der Ernte bestimmt über seine Losgekauften, wie man in diesem Fall sieht.

Wenn aber nicht?!...

Ist er nun losgekauft von seinem nichtigen Wandel, ja oder nein? Wohl doch, denn Christus hat uns alle losgekauft, jeden, egal, ob er nun das Heil annimmt oder nicht, Christi Blut floss

für alle. Aber diesen Bruder tangiert das offensichtlich nicht. Und damit nimmt das Gericht seinen Lauf. **Denn die Zeit ist da, dass das Gericht beginnt beim Haus Gottes; wenn aber zuerst bei uns, wie wird das Ende derer sein, die sich weigern, dem Evangelium Gottes zu glauben?** (1Petr 4,17)

Es ist absolut kein Gottesdienst, weiter unbeeindruckt durchs Leben zu gehen, bei gleichzeitigem Wissen: ich *bin* losgekauft von dem alten Unsinn, den ich jahrelang getrieben hatte, von dem nichtigen Wandel, der mich am Ende sonst ruinieren wird.

Wenn mir je bewusst wurde, dass ich erkaufte wurde mit dem teuren Blut Jesu Christi – und dennoch hat sich nichts verändert in meinem Leben, – wenn ich nicht gemäß der Erkenntnis wandle, dass ich ein Gotteskind und gleichzeitig ein Sklave, ein Leibeigener Jesu Christi geworden bin, auf dem das Siegel des lebendigen Gottes ist, dann bin ich nie im Leben bekehrt.

Mit dem Versiegelt-Sein durch den Allerhöchsten hört der Anspruch aller anderen auf, auch durch mich selbst.

Oder wisst ihr nicht ... dass ihr nicht euch selbst gehört? (1Kor 6,19)

Was damals für einen Sklaven wichtig war, gilt für uns erst recht. Auf uns lastete das Siegel des Erstbesitzers, des bösen Treibers. Das Ergebnis war: ein Wandel in völlig nichtigem Unsinn, – wir planten und taten Dinge, die in der Ewigkeit nicht nur nichts wert sind sondern auch eine noch größere Verdammnis dem Ungeretteten bringen.

Welche Frucht hattet ihr nun damals von den Dingen, deren ihr euch jetzt schämt? Ihr Ende ist ja der Tod!

(Röm 6,21). Kaufen, verkaufen, freien, sich freien lassen – so bezeichnet der Herr die letzten Zeiten vor dem zu erwartenden Ende.

Was treibt den Menschen von Natur aus anderes um als Nichtigkeiten! Dazu kommen heute die Medien, die den unsinnigen Wahn ins Unermessliche steigern, dafür scheint wohl immer Zeit zu sein, dafür wird geworben, da wird konsumiert, koste es, was es wolle... Wieviele sitzen in den Gemeinden, die im Zuhause ihres Herzens einen babylonischen Mantel vergraben haben und eine Menge Silber und ande-

res, was es ihnen sonst wert ist, diesem Satz aus dem eingangs zitierten Wort des ersten Petrusbriefs ins Angesicht abzusagen. Und das Gericht hat schon begonnen: Das Nicht-Warten-Können ist eine der ersten Konsequenzen. Somit ist man gezwungen, vor aller Welt auszudrücken, dass man zu Gott kein Vertrauen haben könne, dass er nicht gerne hülfe und kein guter Vater sei. Und so wandelt man fürderhin öffentlich ganz im Sinn und in der Art unseres diabolischen Erstbesitzers, man hat keine Zeit, das ist das Typenschild – ein Bestandteil seines diabolischen Siegels.

Wer absichtlich weiterwandelt im Nichtigen, von dem er losgekauft ist, kann beten, reden und evangelisieren, wie er will, er wird maximal ein paar Gleichgesinnte Wichtig- und Nichtigtuer auf seinem Nebenweg mitnehmen. Deren Endziel ist gut beschrieben im Wort Gottes.

Da muss sich der Suchende von uns abwenden, den traurigen Zustand erkennend, in dem sich manch einer unter uns befindet: versehen mit dem alten Siegel, offenbar an den Auswirkungen desselben. Wes ist das Bild und die Aufschrift? So einer dient Gott nicht, so jemand findet und hat keine Zeit für Gott, bis auf ein paar religiöse Momente, damit das Ärgste kaschiert wird.

LOSGEKAUFT & VERSIEGELT

Wie anders ist es doch unter unserem neuen Besitzer, dem Mann, der mit Schmerzen vertraut ist, der unsere Strafe und unser Leiden getragen hat, damit er uns in seiner Liebe versiegeln konnte.

Und wer es annehmen will, der kann das neue Siegel haben. Mitten aus dem Jahrmarkt der Eitelkeiten, der Nichtigkeiten, hat uns Jesus losgekauft.

Und sofort ändert sich das ganze Umfeld, die ganze Erbschaft, die Gott bereithält, beginnt zu ziehen, in Anspruch genommen zu werden. Wir lasen vorhin in Jesaja 49: **Zur angenehmen Zeit** [zur Zeit der Annahme] **habe ich dich erhört und am Tag des Heils dir geholfen; und ich will dich behüten und dich dem Volk zum Bund** [zum Bundesmittler] **geben, damit du dem Land wieder aufhilfst und die ver-**

wüsteten Erbteile wieder als Erbsitz austeilst; damit du zu den Gefangenen sagst: „Geht hinaus!“ und zu denen in der Finsternis: „Kommt hervor!“ Die verwüsteten Erbteile! Welch heilsames Wort! Nur in Christus habe ich nun Zeit für das, was *ewig* ist. Da gehöre ich nicht mehr zu dem Alten, wo mein Urteil lautete „*und ist nicht reich für Gott*“. Da gehöre ich zu dem Neuen, da entdeckte ich Himmlisches, Ewiges, Tag für Tag, Stunde für Stunde. Da ist nun etwas in mir, das sich der Wahrheit freut, – Liebe nennt das Wort Gottes das, sie bleibt ewig. Sie ist ganz anders als meine alte, rostige Zuneigung zu den Nichtigkeiten. Die Liebe Jesu freut sich der Wahrheit und nennt die Dinge beim Namen. Ungeheuchelt! Gesundung tritt auf allen Ebenen ein. Es ist die Liebe, die Jesus Christus gehört, die seine eigene Liebe ist.

Hier wird der schlechteste Mensch, der auf Erden lebte, der deutlich gefangen war unter dem Siegel des Bösen in Unwillen und Unfreundlichkeit, in Jähzorn und Unduldsamkeit, in Ungeduld, – losgekauft und versiegelt – mit dem neuen Siegel. Wes ist nun das Bild und die Aufschrift? Freilich: solcher Mensch hat kein Vertrauen mehr zu sich selbst, Selbstvertrauen war im alten Siegel vorhanden, im neuen gibt es nur mehr Gottvertrauen, nichts anderes.

Das neue Siegel, der neue Herr ist völlig anders. Da beginnt die Liebe Christi diesen neuen Losgekauften zu dringen, zu drängen, zu bewegen. Da steht er nun gerne frühmorgens auf, steht ununterbrochen zur Verfügung für seinen neuen Herrn und dient sehr gerne den Mitversiegelten.

Mit diesem Loskaufen kam Friede, kam Freude, kam Geduld. Christus, der Erbarmere ist da!

Ein Mann, dem jahrzehntelag klar gewesen war, dass er erlöst war, wusste trotzdem all die Zeit über aber nicht, wozu. Bis er dahinter kam: um Gott zu dienen.

All die Jahre war er geistlich krank, – jetzt dient er endlich, – Gott sei Dank!

Es scheint heute, als wüssten viele nicht, wovon sie erlöst und wovon sie losgekauft worden sind.

Unser Textwort sagt uns deutlich:

von dem unsinnigen Wandel, von den Nichtigkeiten. Und wenn Johannes schreiben darf: „**Kindlein hütet euch vor den Abgöttern!**“, darf Paulus es so formulieren: „**Ihr habt euch bekehrt von den Abgöttern, zu dienen dem lebendigen und wahren Gott**“.

Abgötter, Götzen, wie das Goldene Kalb sind andere Begriffe für die Nichtigkeiten in unserem Leben, sie können nichts Gutes bewirken, sie bringen nichts als Tod, Scherereien und Probleme. Wie unrealistisch sind doch die vielen menschlichen Lebensverbesserungs-Versuche, oft genug sehr teuer und umweltschädigend und im Endeffekt bringen sie nichts. Ob sie nun luxuriös wirken; ob wir uns einreden, sie seien praktisch, weil wir kürzere Wege oder mehr Zeit dadurch hätten, oder ob sie gar religiöser Natur sind, sie werden schließlich nur Trugschlösser sein, ein Klotz am Bein, ein Hemmschuh für das Leben in Christus vor Gott. Da ist etwas in den Nichtigkeiten, das hat die unangenehme Eigenschaft, Zeit zu fressen, in rauen Mengen. Es frisst zuletzt den ganzen Menschen auf und vereinnahmt ihn total.

Befremdet es die Menschen, dass wir hier nicht mehr mitlaufen? Sind wir wirklich Kinder Gottes, haben wir die Natur Gottes – haben wir Zeit? Oder zeugt unsere Hetzerei vom Siegel und der Vaterschaft des alten Treibers? Dienen wir Gott oder dem Mammon? Wes ist heute das Bild und die Aufschrift, – bei dir und bei mir..?

Es wäre doch tragisch, wenn die alten, sinnlosen und lächerlichen Beschäftigungstherapien uns als Gotteskinder weiter im Griff hätten. Jesu Blut wäre umsonst geflossen, das kostbare Blut des Gottessohnes.

Wenn der Heiland uns einst dem Vater vorstellen wollte mit den Worten „Lieber Vater, diese habe ich mir erworben durch mein Blut“ und statt dessen sagen müsste: „Vater, ich habe sie zwar alle erkauft durch mein Blut, aber es hat sie nicht interessiert, sie sind weiter ihren Nichtigkeiten nachgelaufen, wie Achan damals, wie die unvernünftigen Tiere, darin verderben sie. Wehe ihnen! Denn sie sind den Weg Kains gegangen und haben sich um Gewinnes willen völlig dem Betrug Bileams hingegeben

und sind durch die Widersetzlichkeit Korahs ins Verderben geraten!“

Das wäre doch fatal!

Darum sollten wir ab sofort jeden Moment richtig nützen, denn wer gar zum Totschlagen der Zeit, die ihm der Herr hier noch zur Verfügung stellt, die heutige Unterhaltungsindustrie mit ihren Programmen und Auswirkungen hofiert, bekommt absolut sicher eine entsprechende Rechnung serviert.

Wir sind verantwortlich für mehr, als wir vielleicht denken: an Stupidität kaum zu übertreffendes, dämonisches Gedankengut durchflimmert die Kinderzimmer, dämonisch grinsende Figuren, voller zerstörerischer Aggressivität, die die „Rettung der Welt“ in antichristlicher Pionierarbeit in Herz und Gehirn der uns anvertrauten Kinder implantieren; dazu die okkulten Werke, die heute in Schule und Kindergarten Pflichtlektüre geworden sind (siehe Seite 12). Die Älteren unter uns wuchsen noch mit den Märchen der Gebrüder Grimm auf, diese waren dem Evangelium nicht minder hinderlich wie später die ersten „netten“ Zeichentrickfilme. Jemand bemerkte dazu ganz richtig: Gott hat *ein* Buch, der Teufel Millionen. Dasselbe gilt für *die eine* gute Botschaft – der Teufel hat Millionen Derivate geschaffen.

So seid nun wach allezeit und betet, dass ihr würdig werden möget, zu entfliehen diesem allem, das geschehen soll, und zu stehen vor des Menschen Sohn (Lk 21,36).

...wie sollt ihr denn geschickt sein mit heiligem Wandel und gottseligem Wesen, (2Petr 3,11).

Der Herr spricht nicht umsonst von der engen Pforte und vom schmalen Weg. Wir sind alle erkauft, sehr teuer erkauft, von dem nichtigen Wandel, den wir einst führten.

Das Losgekauft-Sein beinhaltet aber noch viel mehr für die Erlösten, für die, die Freude haben, dem Unrat endlich entflohen zu sein durch Christus, ihren Herrn und Erlöser! Denn ihr Erbarmer führt sie! Der neue Herr, der neue Versiegler, hört NIE auf, sie zu führen, sein Stecken und Stab sind immer da, seine Weidegründe stehen immer offen für Seine Schafe. Auf seiner Weide befinden sich keinerlei Nichtigkeiten,

hier geht 's ganz effizient zu bis in alle Äonen der Äonen. **Sie werden an den Straßen weiden und auf allen kahlen Hügeln ihre Weide haben. Sie werden weder hungern noch dürsten; keine trügerische Wasserspiegelung noch Sonne wird sie blenden; denn ihr Erbarmer wird sie führen und zu den Wasserquellen leiten. Ich werde alle meine Berge zum Weg machen, und meine Straßen sollen erhöht werden.**

Ihr Erbarmer wird sie führen! Was für ein Unterschied! Wer von diesem (irdischen) Wasser trinkt, den wird wieder dürsten“ sagt der Heiland zur Samariterin. „Wer aber von dem Wasser trinkt, das ich ihm geben werde, den wird in Ewigkeit nicht mehr dürsten“.

Ist es denn nicht wunderbare Realität, dass wir zu diesem Heilsbrunnen gekommen sind, aus dem wir mit Freuden schöpfen dürfen, wie Jesaja es ausdrückt? Sogar an den Strassen dürfen wir weiden, auf kahlen Hügeln lässt er uns unsere Weide finden, – in der trockensten Lebenssituation, wo kein Mensch erwartet einen Segen zu empfangen, dort ist unser Erbarmer imstande, uns mit Gutem zu sättigen.

Wer je aus seinem Sünderleben umgekehrt ist, kann das bestätigen, wie aus dem Nichtigen, aus dem Leeren, aus dem Sinnlosen durch Jesu Eingreifen plötzlich etwas geworden ist zur Ehre Gottes. Neues, Sinnvolles ist entstanden. Zu klein und unscheinbar kann ein Dienst, ein Wort, ein Gebet gar nicht sein, – wenn der Herr der Ernte dahinter steht, ist es eine Herzensweide, auch am Straßenrand!

Das Prinzip Gottes, Neues zu schaffen aus dem, das Nichts ist, finden wir immer wieder, – schon auf der ersten Seite des Alten Testaments: Über dem Wüsten und Leeren schwebt der Geist Gottes auf dem Wasser, – noch passiert nichts. Da kommt das Wort Gottes, da kommt die Rechte des Herrn, Jesus, es wird licht, es beginnt sich zu regen, es blüht und gedeiht. Aus dem Nichtigen, aus dem Nichts schafft Er, gibt Er, macht ER!

Dasselbe Bild im ersten Kapitel des Johannes-Evangeliums: Die Finsternis herrscht. Da scheint das Licht in der Finsternis. Alle, die ihn aufnahmen,

alle, die das Licht mehr lieben als die Finsternis, werden Kinder Gottes, bleiben nicht Kinder des Zorns.

Der erste Korintherbrief, wieder im ersten Kapitel bezeugt dasselbe: Gott nimmt sich des Nichtigen an.

Sollten wir ein solches Heil nicht achten? Jesus Christus ist das „Aus“ für das „Nichts“, das Aus für die Nichtigkeiten in deinem Leben. Dazu ein paar Zeilen von Paul Gerhardt:

Der Wolken, Luft und Winden
gibt Wege, Lauf und Wahn,
der wird auch Wege finden
da dein Fuß gehen kann.
Weg hast du allerwegen
an Mitteln fehlt dir's nicht;
Dein Tun ist lauter Segen,
Dein Gang ist lauter Licht.

Es ist wohl die größte Ehre, die einem Menschen, einem ehemals verdammten und verlorenen Sünder widerfährt, dass er von dem lebendigen Gott begnadigt wurde, losgekauft von den Nichtigkeiten und schließlich zudem noch Gott dienen und Gottes Kind sein darf.

In Tübingen lebte einst ein poetisch sehr aktiver Mann, der zum Glauben gekommen war und nun am Evangelium diente, ein guter Bekannter Ludwig Hofackers. Eines Tages bewegte ihn das vorliegende Thema so sehr, dass er seine bis dahin entstandenen Gedichtbände, die er schon in die Druckerei gebracht hatte, von dort wieder holte und verbrannte, weil sie seiner Meinung doch zuviel von ihm selbst, von seinem Ich enthielten – das alte Thema – auch in deinem und meinem Leben: „Jesus und ich“, anstelle von: „Jesus allein!“

Anschließend durfte er noch viele glaubensstärkende Lieder schreiben, wie dieses hier:

Eines wünsch ich mir vor allem andern,
eine Speise früh und spät.
Selig läßt's im Tränental sich wandern,
wenn dies eine mit uns geht:
Unverrückt auf einen Mann zu schauen,
der mit blut'gem Schweiß und Todesgrauen auf
sein Antlitz niedersank
und den Kelch des Vaters trank.

Als Losgekaufter hatte dieser, einer der begnadetsten geistlichen Liederdichter Deutschlands, seinen alten, eiteln Wandel in der Nichtigkeit sogar in seinen geistlichen Gedichten verbrannt und verlassen, er hatte genau erkannt, worum es ging. Er erhielt an ihrer Stel-

le viele wunderbare Lieder zur Ehre und zum Lob Gottes.

Gott gibt immer vollen Lohn. Und doch: Es ist und bleibt alles Gnade! Es war schon Gnade, dass uns Gott nicht bereits in den Feuersee schickte, als wir noch Sünder waren, *bewusste* Sünder. Ohne Reue haben wir Ihm ins Angesicht gesündigt. Denken wir bloß an den Speichel, die den Herrn im Gesicht traf. Es ist Gnade, dass Gott nicht sofort alle die Aussprüche der Gottlosen richtet, jedes Wort, das aus dem frechen Mund kommt, – in dieser Weise haben auch wir einst vor dem Angesicht Gottes gelebt, in einem Dasein auf sehr dünner Basis. Über uns das Gericht, unter uns die Hölle, – unser Leben an einem seidenen Faden, – noch gehalten durch die Gnade und den Heilswillen Gottes. Und dann – haben wir uns jahrelang gesträubt, das Heil anzunehmen. Und Gott sah immer noch zu: ein Jahr, zwei Jahre, drei Jahre. Uns hat *nichts* gehalten, gar nichts – außer der Gnade Gottes. Jede Sekunde hätte Gott den Faden durchschneiden können und wir würden jetzt in der Hölle warten auf unser Gericht, ohne Aussicht auf irgendeine weitere Gnade. Eine Ewigkeit im Feuersee...

Gehen wir noch einen Schritt zurück. Mag einer den Tag seiner Geburt verflucht haben, – es ist Gnade, dass Gott solange zugewartet hat, bis du geboren wurdest, dass er so viele Generationen von böartigen Sündern getragen hat, damit auch Du geboren wurdest. Du hattest vielleicht keine schöne Kindheit, – überlege: es ist Gnade, dass der Vater gerade dich an sein Herz ziehen wollte damit. Kannst du das erkennen? Es ist Gnade, dass wir hier sitzen und die Luft, die Gott gehört, einatmen dürfen. Es ist Gnade, dass wir so schöne Lieder von gläubigen Menschen früherer Zeiten singen dürfen. Kein Mensch hätte je die Gnade ersinnen können, dass wir zu dem allmächtigen, lebendigen Gott „Lieber Vater“ sagen dürfen.

Sollten wir deshalb hier die Wege nicht verlassen haben, die Nichtigkeiten, die wider die Seele streiten, die uns heute noch tangieren wollen, uns umstricken, umgarnen, in die Tiefe ziehen, – weg vom Vater?

Losgekauft – mit dem kostbaren Blut dessen, der alles Gute, alles was Er will, aus dem Nichts schafft. Losgekauft nach dem „Es ist vollbracht!“ Losgekauft und zu Kindern gemacht nach dem letzten „Vater“, das über die sterbenden Lippen kam.


Es ist kein Wunder, dass uns Gott, der Vater, *nur* in seinem Sohn Jesus Christus annehmen kann. *Alles, was außerhalb von Jesus ist, sind Nichtigkeiten.* Wie betont der Epheserbrief das, was gut ist, was wir empfangen haben: In Ihm! In Ihm!

Der Heiland wurde für uns zum Angriffspunkt der teuflischen Unterwelt, er wurde für uns zum Ziel der Strafe des gerechten Gottes. Er wurde um unsertwillen durchstochen, geschmäht, verachtet, angespuckt, mit Dornen gekrönt und getötet. Er hing für dich dort oben an dem Kreuzestamm, das Gesicht so zerstört, dass man keinen Menschen mehr erkannte darin. Johannes, der dabei war und das alles miterlebte, sagt gerade deshalb: – „Wir sahen seine Herrlichkeit!“

Die Herrlichkeit des einzig geborenen Sohnes Gottes, voller Gnade und Wahrheit, der uns losgekauft hat von unserem nichtigen Wandel, der nicht drohte, als er litt – auch das Drohen gehörte zu unserem nichtigen Wandel; der nicht zurückschmähte, als er geschmäht wurde – auch das gehörte zu unserem nichtigen Wandel...

Er hat unsere Sünden selbst an seinem Leib getragen auf dem Holz, damit wir, den Sünden gestorben, der Gerechtigkeit leben mögen; durch seine Wunden seid ihr heil geworden (1Petr 2,24). Bedenken wir das, wenn der Krake des alten, nichtigen Wandels wieder mit tausend Armen nach uns greift.

Losgekauft! Losgekauft mit dem teurem Blut Christi! Lebendig gemacht aus den toten Werken, zu dienen dem lebendigen und wahrhaftigen Gott!

Ihr aber seid ein auserwähltes Geschlecht, ein königliches Priestertum, ein heiliges Volk, ein Volk des Eigentums, damit ihr die Tugenden [Vollkommenheiten / Herrlichkeiten] dessen verkündet, der euch aus der Finsternis berufen hat zu seinem wunderbaren Licht (1Petr 2,9). FW 

WIE MAN DAS WORT GOTTES UNGÜLTIG MACHEN KANN:

Tradition & Bibel

Ist es denn möglich, das Wort Gottes ungültig zu machen? Selbstverständlich vermag niemand, sich dem Wort Gottes entgegenzustellen. Jedes Jota wird erfüllt werden und alles, was Gott zugesagt hat, wird geschehen. Aber andererseits es ist doch verhältnismäßig einfach, die segensreichen Auswirkungen des Wortes Gottes in unserem Leben zu blockieren. Jesus nennt dies: Das Wort Gottes ungültig machen. Wie genau funktioniert dies nun?

In der letzten Ausgabe von KOMM! wurde berichtet, wie die Katholische Bischofssynode sich gegen eine „fundamentalistische Bibelauslegung“ verwahrt. Dabei wurde eine bischöfliche These zitiert, die da sagt: „Das Wort Gottes, das in der Schrift und auch in der Tradition anwesend ist, *muss wirklich die Menschen von heute berühren können.*“ Bruder Gassmann hatte nachfolgend den Kampfbegriff „FUNDAMENTALISMUS“ ins rechte Licht gerückt, ich möchte nun heute den katholischen Begriff von „TRADITION“ durchleuchten und auf seinen biblischen Gehalt hin abklopfen.

Was ist von der zitierten Behauptung zu halten, dass das Wort Gottes *sowohl* in der Bibel *als auch* in der Tradition anwesend sei? Es ist dies ja eine urkatholische These. Die Katholische Kirche hat nie bestritten, dass für sie neben der biblischen Offenbarung auch die kirchlichen Überlieferungen Verbindlichkeit besitzen. Allerdings müssen wir zugeben, dass auch in evangelischen Kirchen und Freikirchen, die sich formal auf den Grundsatz SOLA SCRIPTURA – also auf die Alleinverbindlichkeit der Bibel berufen, Traditionen eine erhebliche Rolle spielen. Gemeinhin wird dies auch gar nicht als Problem angesehen: Traditionen werden als wertvolle Ergänzung und Bereicherung, sozusagen als der „Zuckerguss auf dem Evangeliumskuchen“ verstanden. Sie werden als „nützlich“ betrachtet, so als ob Nützlichkeit ein geistlicher Bewertungsmaßstab wäre. Wo nicht als nützlich, werden sie in ihrer geistlichen Bedeutung oft als „neutral“ angesehen, als wertfrei, als etwas, das in dem großen geistlichen Kampf keiner Front klar zugeordnet werden könne. Erlaubt uns

nun die Heilige Schrift selbst eine solche Sichtweise? Sehen wir uns dazu den biblischen Traditionsbegriff an: Tradition bzw. Überlieferung heißt im neutestamentlichen Griechisch „paradosis“, wörtlich übersetzt das „Beigegebene“. Wir finden Worte mit diesem Stamm fünfundzwanzig Mal im Neuen Testament. Wenn man alle Vorkommen miteinander vergleicht, stellt man fest, dass es zwei scharf voneinander abgegrenzte Arten solcher „Beigegebenen“, also Überlieferungen, gibt:

Typ 1 sind die BEIGEgebenEN GOTTES. Als Textbeispiel hierfür steht „Demnach Brüder, stehet fest und haltet die Beigegebenen [*Überlieferungen*], die ihr gelehrt wurdet, sei es durch das Wort, sei es durch unseren Brief (2. Thes 2, 15).“

Typ 2 sind die BEIGEgebenEN DER MENSCHEN. Textbeispiel hierfür ist: „...durch eure Beigegebenen [*Überlieferungen, Traditionen*] macht Ihr das Wort Gottes ungültig (Mk. 7, 13).“

In jeder einzelnen Schriftstelle ist aus dem Zusammenhang eindeutig ersichtlich, ob es sich um den ersten oder um den zweiten Typ von Überlieferungen handelt. Sie sind klar und unmißverständlich voneinander abgegrenzt. Das, was uns Gott überliefert hat (Typ 1), können wir heute in der Bibel nachlesen. Jede andere Überlieferung, die nicht biblisch festgeschrieben ist, muss damit dem zweiten Typ zugerechnet werden, sie ist als „Überlieferung der Menschen“ einzustufen. Nachbiblische Traditionen, die über das hinausgehen, was in der Bibel fixiert ist, sind „Menschensatzungen“.

Unsere Frage muss nun sein: Sind die Überlieferungen vom Typ 2 (Traditionen, menschliche Überlieferungen) eine Bereicherung und Ergänzung für die Überlieferungen des Typs 1 (Bibel), sind sie wenigstens unbedenklich oder hat sich Gott solche zusätzlichen Beigaben verboten?

Zur Beantwortung lesen wir zunächst (1. Kor. 4, 6): „Dies aber, Brüder, habe ich auf mich selbst und Apollos angewandt, damit Ihr an uns lernt, *nicht auf die Dinge zu sinnen, die über das hinaus-*

gehen, was geschrieben steht, damit Ihr nicht aufgeblasen werdet ...“

Die Situation war hier die folgende: Die Korinther hatten ein fleischliches Gemeindeverständnis entwickelt und angefangen, die Gemeinde in Denominationen zu zerteilen. Paulus nimmt diese Fehlentwicklung zum Anlass, um sie (und uns) darüber zu belehren, dass die Ursache derselben war, dass sie ihre eigenen Vorstellungen neben das Wort Gottes gestellt hatten. Sie hatten in ihren Gemeindeangelegenheiten über das hinausgedacht, was Gott ihnen beigegeben hatte. Die Formulierung des Paulus lässt keinen Zweifel daran, dass die aktuelle Verfehlung (Denominationsbildung) nicht sein einziges Anliegen ist. Es gab ja auch andere Verfehlungen in Korinth. Deswegen hilft es nicht viel, an den Symptomen herumzukurieren. Paulus will, dass die Korinther die Ursache verstehen. Diese besteht darin, dass die Korinther sich nicht darauf beschränkt haben, das Wort Gottes zur Grundlage Ihres Tuns und Denkens zu machen, sondern dass sie darüberhinaus andere Erkenntnisquellen in ihre Praxis haben einfließen lassen. Ihre Grundlage war eine Mischung aus göttlicher und menschlicher Lehre. Auch in Röm. 12, 3 warnt Paulus davor, „*über das hinauszu denken, was zu denken bindend [d. h. verpflichtend] ist.*“ Bindend für unser Denken aber ist das Wort Gottes.

Sehen wir uns noch einmal Markus 7 an und lesen nach, ob die Kernaussage „durch Eure Überlieferungen [*Traditionen*] macht Ihr das Wort Gottes ungültig“ nur auf die konkrete Situation beschränkt, oder ob sie allgemeingültig ist: In den Versen 9 und 13 lesen wir: „*Ihr erachtet es als trefflich, ein Gebot Gottes abzulehnen, um Eure Überlieferungen zu halten ... Ihr macht das Wort Gottes durch Eure Überlieferung, die Ihr überliefert habt, ungültig. Solches und dergleichen tut Ihr viel.*“

Aber der Textzusammenhang beginnt schon in Vers 1: Die Pharisäer und Schriftgelehrten hatten festgestellt, dass Jesus und seine Jünger gegen die anerkannte Tradition – die Überlieferung der Ältesten – verstießen, da sie mit ungewaschenen Händen Brot aßen, und verlangten Rechenschaft. Statt nun aber das eigene Verhalten zu entschuldigen, geht Jesus sofort in die Offensive und wirft ihnen Heuchelei vor, *da sie ihre eigenen, menschlichen Belehrungen über das Wort Gottes stellten*, indem sie das, was sie zur Versorgung ihrer Eltern bei-

tragen sollten, lieber als religiöses Opfer zelebrierten. Das aktuelle Problem mit der Versorgung der Eltern nimmt Jesus freilich nur zum Anlass, um diesen allgemeinen Vorwurf zu illustrieren: Ihr habt zugelassen, dass sich Euer eigenes Denken neben das Wort Gottes stellt. Dies führt in der Praxis immer dazu, dass sich Euer Denken über das Wort Gottes erheben wird.

Die Allgemeingültigkeit und Zeitlosigkeit dieses Vorwurfes ist ganz offensichtlich: Jesus bezieht sich darauf, dass schon Jesaja diesbezüglich prophezeit hat, und um ganz sicher zu gehen, dass nicht ein paar tausend Jahre später jemand kommt und sagt, hier wäre nur die Tempelgabe oder das Händewaschen gemeint, schließt er ab: „solches und dergleichen tut Ihr VIELES.“

Wenn wir die Verse 1 bis 13 im Zusammenhang lesen, bleibt kein Zweifel, dass es sich um eine allgemeingültige Auseinandersetzung darüber gehandelt hat, ob es notwendig und erlaubt ist, Menschensatzungen zu halten. Die Pharisäer sagten: „Notwendig.“ Jesus provoziert bewusst eine Auseinandersetzung über die Traditionsfrage, indem er solche Satzungen mißachtet, und als sie ihn dieserhalb greifen wollen, dreht er den Spieß herum: „Ihr behauptet, man müsste Eure Satzungen halten, aber ich sage Euch: Wenn man anfängt, menschliche Überlieferungen zu halten, geht das immer zulasten der Beachtung göttlicher Gebote. Am Beispiel der Tempelgabe erkläre ich Euch das Prinzip und zeige Euch Eure Heuchelei, aber ich könnte Euch jederzeit noch dutzende andere Beispiele nennen.“ Dabei ist ganz offensichtlich, dass der konkrete Anlass austauschbar ist, denn auf die ursprüngliche Frage nach dem Händewaschen geht Jesus gar nicht mehr ein und greift willkürlich ein anderes Beispiel heraus um sein eigentliches Anliegen darzustellen: Menschliche und göttliche Überlieferung führen keine „friedliche Koexistenz“, sie stehen vielmehr im unerbittlichen Widerstreit gegeneinander, oder wie Paulus es in Röm 8, 7 formuliert hat: „Die Gesinnung des Fleisches ist Feindschaft gegen Gott, weil sie sich dem Gesetz Gottes nicht unterordnet, denn sie vermag es auch nicht.“

An solchen Beispielen wie der Tempelgabe oder der korinthischen Denominationsbildung sehen wir, dass es sich bei der „Gesinnung des Fleisches“ durchaus nicht nur um irgendwelche „weltlichen“ Verfehlungen, sondern gerade auch um


das religiöse Fleisch handelt, um die menschliche Frömmigkeit, die immer wieder der Versuchung erliegt, über das hinauszugehen, was geschrieben steht und damit ein wenig klüger als Gott sein zu wollen. Paulus aber warnt uns in Kol. 2, 8: „Hütet Euch, dass Euch niemand beraubt wegführe durch Philosophie und leere Täuschung gemäß der Beigegebenen [Traditionen, Überlieferungen] der Menschen, gemäß den Grundregeln der Welt und nicht gemäß Christus.“

Gibt es immer noch den Rest eines Zweifels, dass die Überlieferungen der Menschen niemals christusgemäß sein können? Paulus ordnet sie dem Bereich der Welt zu, aus deren Herrschaftsbereich wir erlöst sind.

Alles, was wir zur Schrift hinzufügen, was wir „beigeben“, wird keine Ruhe geben, bis es das Wort Gottes in unserem Leben ungültig gemacht und ersetzt hat.

Warum straucheln heute so viele Evangelikale, obwohl sie doch die Irrtumslosigkeit der Schrift grundsätzlich anerkannt haben? Es ist durchaus nicht ausreichend, anzuerkennen, dass die Bibel inspiriert und fehlerlos ist, solange wir nicht auch anerkennen, dass sie auch *in allem genügend ist*. Viele meinen heute, die Schlacht wäre geschlagen, wenn sie die Irrtumslosigkeit der Schrift prinzipiell akzeptieren würden. Dem ist aber nicht so. Immer wieder höre ich, die Schrift wäre zwar uneingeschränkt richtig, aber sie wäre nicht verständlich. Es wird gesagt, man könne diese oder jene Frage nicht anhand der Schrift beantworten, weil es ja völlig unterschiedliche Meinungen in dieser Frage gäbe, und schließlich würden sich ja die Vertreter dieser unterschiedlichen Meinungen jeweils auf die Bibel berufen. Diese zwar wäre gut und richtig, aber der Mensch eben nicht in der Lage, sie wirklich zu verstehen. Wer so redet, hat nicht verstanden, dass die Bibel in der Regel nicht dort zu unterschiedlichen Auffassungen führt, wo sie unverständlich wäre, sondern dort, wo sie unbequem ist. Die meisten Differenzen über dem Wort entstehen doch da, wo jemand nach Rechtfertigungsgründen sucht, seine überkommene Meinung beibehalten zu können. Beispielhaft sehen wir wiederum im Katholizismus, wo dieses Denken in letzter Konsequenz hinführt: Ist die Bibel nicht allgemeinverständlich, bedarf es einer klerikalen Schicht, die dem gemeinen Volk die Schrift erklärt. Die Schrift ist dann ein-

geschränkt auf den Rahmen, den theologische Begrifflichkeit und kirchliche Auslegungen ziehen. Wer sich also auf die angebliche Unverständlichkeit der Bibel herausredet, steht am Ende auch nicht besser da, als wenn er gar keine Bibel hätte. Aber selbst wer sich zu Richtigkeit und grundsätzlicher Verständlichkeit der Bibel bekennt, hat noch nichts gewonnen, bis er auch anerkennt, dass die Bibel *ausreichend* ist, dass es also über die Bibel hinaus keiner weiteren Offenbarungsquellen bedarf. Es ist das Konzept „Bibel plus“, an dem die Gemeinde krankt. Genau dieses Konzept ist es, das sowohl Jesus wie auch Paulus deutlich verurteilen. Alles, was wir zur Schrift hinzufügen, was wir „beigeben“, der ganze Wust an menschlichen Traditionen und Überlieferungen, wird keine Ruhe geben, bis er das Wort Gottes in unserem Leben ungültig gemacht und ersetzt hat. Anfangs scheint die Tradition ganz unschuldig neben der Bibel zu stehen, aber irgendwann bringt sie uns dazu, zwischen Tradition und Bibel abzuwägen, und dann haben wir verloren.

Der traurige Anblick, den kirchliche Strukturen heute im direkten Vergleich mit der Gemeinde abgeben, die wir im Neuen Testament beschrieben finden, hat seine Ursache in den tausend kleinen Menschensatzungen, die das Wort Gottes ungültig gemacht haben. Irrlehre fängt ja nicht erst an, wenn jemand behauptet, dass man als Christ grüne Haare haben müsse. Schon wenn wir unkritisch bestimmte Ansichten oder Praktiken übernehmen, die sich in den letzten Jahrtausenden der Kirchengeschichte eingebürgert haben, die aber ihren Ursprung nicht in der Schrift haben, ist dies praktizierte Irrlehre. Aufgabe des Lehrdienstes ist es, den Blick auf solche Menschensatzungen zu lenken. Ob wir evangelistische Videos verteilen, Pastoren anstellen, uns auf die Feste des katholischen Kirchenjahres beziehen, welche Lieder wir singen – all dies ist praktizierte Lehre und muss sich die Frage gefallen lassen, ob und wie weit es schriftkonform ist. Die Gefahr besteht darin, dass viele Praktiken als selbstverständlich hingenommen werden, ohne jemals auf ihre „Bibelkompatibilität“ hin überprüft zu werden. Es geht also weniger um spektakuläre Lehrfragen als um den ganz normalen Gemeindealltag. Bei jedem Detail müssen wir uns irgendwann die Frage stellen: Drücken wir damit Christus aus oder nur uns selbst? 


GEORG STEINBERGER

Wozu wir einen Willen haben

Die wahre Bekehrung besteht doch gewiss in nichts anderem, als in dem Entschluss, ein für allemal den eigenen Willen aufzugeben und in allen Dingen, Gottes Willen zu tun. Und unsere ganze Lebensaufgabe besteht doch darin, nicht dieses und jenes für Gott zu tun und zu geben, sondern Gottes Willen zu erfüllen.

O wieviel Eigenwille in der Arbeit für den Herrn, ja sogar in den Gebeten! Man macht Pläne und legt sie Gott vor und sagt: „Siehe, lieber Herr, das möchte ich jetzt für dich tun, unterschreibe es!“ Nein, lass Gott die Pläne machen und lass dich von Gottes Geist in Gottes Wege führen. Die Bergpredigt han-

delt von der „tieferen Reinigung“, und dort ist auch von der Reinigung von falschen Gebeten die Rede und uns ein Mustergebet gegeben, in dem es heißt: „Dein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden.“ Jakobus sagt nicht: So der Herr es *zulässt*“, sondern: „So der Herr *will!*“

Darin liegt ein großer Unterschied. Auch ist ein Unterschied darin, ob ich mich Gottes Willen *unterwerfe*, ob ich mich darein *ergebe*, oder ob ich denselben mit *Freuden tue*. Das Lamm lehrt uns den Willen Gottes tun. Es zeigt uns, dass wir nur darum einen Willen haben, um mit diesem Willen Gottes Willen zu tun. 

ULRICH SKAMBRAKS & DR. LOTHAR GASSMANN

Sind Preußlers „Kleine Hexe“ und „Krabat“ vom Teufel?

Zigtausende von Kindern mussten oder müssen sich immer noch in Schule und Kindergarten damit befassen: MICHAEL ENDES Bücher „Momo“ und „Die unendliche Geschichte“ oder OTTFRIED PREUSSLERS Bücher „Die kleine Hexe“ oder „Das kleine Gespenst“.

Jetzt wurde PREUSSLERS finsterner Roman „Krabat“ über schwarze und weiße Magie verfilmt und läuft in den Kinos. Wenn christliche Eltern dagegen protestieren, weil sie nicht möchten, dass sich ihre Kinder mit diesen Werken beschäftigen, werden sie von Schule und Gesellschaft belächelt, gar verspottet. Viele Spötter können sich nicht vorstellen, dass tatsächlich Okkultes hinter solchen Romanen stecken kann. Doch das sehen gerade die Schriftsteller völlig anders!


So gab der mittlerweile verstorbene Schriftsteller MICHAEL ENDE 1986 in einem Interview mit ULRICH SKAMBRAKS zu, dass er seine beiden Bestseler mithilfe eines Geistes geschrieben

habe. Außerdem legte er dar, mit dem Okkulten sehr vertraut zu sein.

Nun hat auch der 85-jährige OTTFRIED PREUSSLER diesen okkulten Hintergrund eingestanden. In einem aktuellen Interview mit dem deutschen Nachrichtenmagazin FOCUS (29.09.08) sagte PREUSSLER auf die Frage „In Ihrer Familie hat Magie immer eine große Rolle gespielt?“, „Ja, eine meiner Großmütter hatte das sogenannte Zweite Gesicht, und unter meinen Vorfahren in Böhmen hat es zwei Zauberer gegeben. Ich bin ja fest davon überzeugt, dass es eine schwarze Magie gibt, mit der man Menschen schadet, und auf der anderen Seite die weiße Magie. Das ist ein uralter Begriff, der schon in der Kabbala auftaucht. Auch für die weiße Magie muss man ein Bündnis mit dem Teufel eingehen, anders geht es nun mal nicht. Aber man bewirkt Gutes, das ist ein Unterschied wie Tag und Nacht. Und ich glaube (*lacht verschmitzt*), ein bisschen Weißmagier bin ich schon. Das sage ich üb-

rigens ohne Koketterie.“ Nimmt man das ernst, was PREUSSLER sagte, so ist er ein Bündnis mit dem Teufel eingegangen. Dass man mit diesem irgendetwas Gutes bewirken kann, ist aus christlicher Sicht völlig absurd.

Eine Warnung vor PREUSSLERS Büchern ist deshalb nicht „albern“, sondern zeugt von Kenntnis der Materie und Verantwortung gegenüber schutzlosen Kinderseelen.

Was ist Magie eigentlich? Magie ist der (Aber-)Glaube, sich durch bestimmte Formeln, geheimnisvolle Handlungen und Rituale übernatürliche Mächte und Kräfte dienstbar machen und mit ihnen irdische Ereignisse beeinflussen zu können. Im Unterschied zur schwarzen Magie (schädigender Einfluss, Schadenszauber, Verfluchung), in der der leibhaftige Teufel beschworen wird, behauptet man in der sogenannten weißen Magie, „gute Geister“ oder gar „Gott“ anzurufen und Gutes zu tun (Heilung, Erfolg, Glück in der Liebe etc.). In Wahrheit wird aber bei der „weißen Magie“ Gott nicht wirklich als personales Gegenüber ernst genommen und geehrt, sondern das, was man für „Gott“ hält, wird zur Befriedigung der eigenen Macht- und Wissensgelüste missbraucht. Während der Christ betet „Vater unser ... Dein Wille geschehe!“, spricht der Magier „Mein Wille geschehe“ – und die dazu angerufene Macht (selbst wenn er sie „Gott“ nennt) muss ihm dienstbar sein. Dieser Pseudogott der Magier und Zauberer, der Spiritisten und Schamanen und vieler anderer ist eine unpersönliche Kraft oder Energie, die – je nach religiösem und weltanschaulichem System – auch als Lebenskraft, Od, Prana, Chi, Kundalini, Shakti, Orgon, Bioenergie, Gaia, Allgeist, Akasha und ähnliches bezeichnet wird. Die Namen wechseln, die Erscheinung bleibt die gleiche. Diese Kraft fließt nach biblisch-theologischer Sicht aus der Welt des satanischen „Lichtengels“ (2. Korinther 11,14), um Menschen durch falsche Zeichen und Wunder zu blenden und von der wahren Quelle des Lebens – dem lebendigen Gott der Bibel – fernzuhalten. Nur durch Übereignung des Lebens an Jesus Christus kann Befreiung aus dem Reich der Finsternis erfolgen. 

Wenn du die Gemeinschaft deines Herrn und Meisters verlierst, so geschieht dies am ehesten bei einem Feste. Nie ist mir das bei einem Begräbnis begegnet; sehr leicht möglich ist es hingegen bei einer Hochzeitsfeier. In einem Trauerhause oder an einem Kranken- oder Sterbett ist mir der Heiland noch nie abhanden gekommen; aber im Jubel der Festfreude, wenn es laut und fröhlich um mich her zuzug, hat meine Gemeinschaft mit dem Herrn gar manchmal eine Unterbrechung erlitten. Unsere vergnügtesten Augenblicke sind uns die gefährlichsten. Wie die giftigsten Schlangen da zu finden sind, wo die herrlichsten Kakteen wachsen, so drohen uns gerade inmitten unserer Freuden die meisten Gefahren. Wie der Kleopatra eine Natter in einem Blumenkorb überreicht wurde, so wird auch uns manche Schlange in unseren Freuden nahegebracht. Hüte dich darum in Zeiten der Freude und des Vergnügens, Kind Gottes, denn du bist in denselben mehr Gefahren ausgesetzt, als in Zeiten des Kummers.

Im Sturm segelt ein Christ am sichersten; Zeiten der Windstille werden ihm viel leichter verhängnisvoll als Sturmwinde. Nicht im tiefen Meeresgrunde, sondern wo das Wasser verhältnismäßig seicht, sind die Felsenriffe zu finden, an denen dein Lebensschifflein so leicht zerschellt. Auf hoher See, wo nichts zu sehen ist, als der weite Horizont, ist das Schiff selten in Gefahr; aber in der Nähe der Küste, wenn das Auge des Seemanns schon das Land erblickt, muss er seine ganze Aufmerksamkeit auf das Steuerruder richten. In der Trübsal ist dir Gott oft in besonderer Weise nahe, nicht immer jedoch in Freudenzeiten. Hiobs Söhne erfuhren zu ihrem Schaden, wie verhängnisvoll Feste werden können, und auch Kinder Gottes haben diese Lektion oft in schmerzlicher Weise, wenn auch selten auf so schreckliche Art, zu lernen. Es wäre für David besser gewe-

sen, er wäre krank zu Bett gelegen, als dass er auf der Zinne seines Hauses die Abendkühle genoss; ebenso besser wäre es für dich, du würdest zur Läuterung in den Ofen der Trübsal geworfen, als dass du dich auf den grünen Auen des Glückes ergehen dürftest, wo dir der listige Feind nur zu leicht Gift ins Ohr träufelt. Sei in Zeiten des Glückes und der Freude besonders achtsam. Nirgends hast du mehr zu befürchten, Christus

CHARLES HADDON SPURGEON

Die Gefahren der Geselligkeit

könnte dir abhanden kommen, als bei einem Feste. Du, der du erst kürzlich zu Christo gekommen bist und in dieser Woche eine Gesellschaft mitmachen sollst, überlege dir die Sache genau! Ich sage nicht: „Geh‘ nicht hin!“ Kannst du dir Gottes Segen zu dem Gange erbitten, so geh nur; aber das sage ich dir: „Sei auf der Hut, sei auf der Hut!

Sieh dich vor! Zieh die Segel ein, wenn du hinkommst; bist du allein, so segle meinerwegen so schnell wie du willst; aber in Gesellschaft anderer sei vorsichtig! Wache, wache, ich sage dir: wache! besonders, wenn du dich in gemischter Gesellschaft befindest!“

Ach, und leider muss ich noch hinzufügen: „Auch in sogenannter „christlicher Gesellschaft“ sei auf deiner Hut; denn was sieht man zuweilen für „christliche Gesellschaft“! Was sind das für Christen, die immer andere zur Unterhaltung brauchen, die nie den Mut haben, vom Herrn Jesus zu reden, geschweige denn, seinen Namen zu bekennen, denen die Freude am Wort Gottes abgeht, so dass sie sie in nichtigen Zerstreuungen suchen müssen! Hüte dich, in zweifelhafte Gesellschaft zu gehen; es kommt nicht viel Gutes bei

derlei Zusammenkünften heraus. Kann dabei weder gebetet, noch von Jesu geredet werden, so bleibe lieber zu Hause. Wie oft geht uns im Zusammensein mit andern das Bewusstsein der Gegenwart Jesu verloren! Wie oft entzieht Er uns letztere ganz und gar! Unser Jesus liebt die Einsamkeit; Er mag nicht schreien, noch rufen, noch Seine Stimme hören lassen auf der Gasse; doch verweilt Er gern bei den Seinen in deren häuslicher Zurückgezogenheit. Lässt Er ihnen doch sagen: „Geh‘ hin mein Volk, in deine Kammer, und schließ‘ die Tür hinter dir zu;“ dort verlierst du deinen Herrn und Meister nicht. Habe Ihn bei dir im Hause; dort kommt Er dir nicht leicht abhanden, so wenig, wie wenn du mit Ihm allein spazieren gehst. Ich sage nicht: „Beteilige dich an keinerlei Festlichkeiten, sei niemals fröhlich!“ Du hast das Recht dazu. Auch will ich mit Obigem nicht sagen: „Komm nie mit deinesgleichen zusammen.“ Fördert ihr euch gegenseitig, so tut es doch ja; nur lasst euch gesagt sein: „Seht euch wohl vor! Maria hatte Jesum auf einem Feste verloren, und wenn du nicht vorsichtig bist, kann es dir leicht ebenso ergehen.“

O, möchten wir beide, du und ich, so gründlich von Gott gelehrt sein, dass wir immer mehr abnehmen und immer geringer werden in unseren eigenen Augen, bis wir völlig in Christo aufgehen, bis uns Christus mehr ist, als das tägliche Brot, unser Leben, unsere Freude, unser Ein und Alles.

So zahllos und schwer die Trübsale oder Versuchungen auch seien, die Gnade ist ihnen doch allezeit gewachsen.

Mach es nicht, wie gewisse törichte Leute, die durch das Fernglas die Zukunft zu erspähen suchen und sagen: „Sie hängt voller Wolken“, während sie den klaren blauen Himmel über sich gesehen hätten...“

C. H. SPURGEON

EIN BESUCH

Vor mehr als hundert Jahren, zur Zeit des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges, wanderte ein Mann halb zu Fuß und halb zu Pferd von dem Flecken Méchez-sur-Gironde nach dem Dorfe St. Georges-de-Didonne. Sein Rösslein, das ihm eben jetzt mit dem Zügel auf dem Nacken folgte, war eine ältere Limousiner Stute, der Farbe nach ein Apfelschimmel, einäugig und recht mager anzusehen. Es ahmte pünktlich jede Bewegung seines Herrn nach, blieb stehen, wenn er stehen blieb und beschleunigte den Schritt, so oft er es tat, was freilich nicht oft geschah, denn der Herr pflegte im Gehen nachzudenken und las andächtig in einem in Samt gebundenen Buch. Der Wanderer war ein noch jüngerer Mann, aber seine Haare waren vor der Zeit ergraut, sei es durch schwere körperliche oder geistige Arbeit, oder durch beides zugleich. Er trug einen breitkrepigen, runden Hut, Kleider von grauem Kamlot und eisenbeschlagene Schuhe. Sein friedlicher Gesichtsausdruck, das Gepräge ländlicher Gutmütigkeit, sein tiefsinniger Blick, der von Gedankenreichtum zeugte, zusammen mit der durchfurchten Stirn, verrieten einen Charakter, in welchem Energie und Aufrichtigkeit, Entschlossenheit und Träumerei sich in inniger Harmonie verbanden.

Die glühende Julisonne neigte sich zum Untergang, und unser Wanderer hatte eben die Nähe des Meeresstrandes erreicht, da wo die Straße in der sandigen Düne verschwindet, als er bei der Biegung um einen Sandhügel einen jungen Reiter vor sich sah, der von seinem Sattel herab die Gegend musterte und offenbar sich nicht zurecht finden konnte in dem frisch verwehten Sand. Der junge Mann war jedenfalls fremd in diesem Land. Seinem Anzug nach musste er entweder ein Offizier oder ein Höfling sein. Er trug eine silberbrodierte Uniform, Manschetten und einen Degen, mit seidener Schleife geziert. „Sie



FRANZ EUGEN
SCHLACHTER

JAROUSSEAU

DER PFARRER DER WÜSTE

Von Eugen Pelletan.
Deutsch bearbeitet von F. E. Schlachter.

TEIL I

kommen wie gewünscht!“ rief er dem in Gedanken versunkenen Wanderer zu; „schon eine ganze Stunde drehe ich mich in dieser verwünschten Düne herum und kann nicht die geringste Spur von einem Wege entdecken!“

Bei dieser barschen Anrede blickte der wandernde Leser von seinem Buche auf und schaute unter seinem Quäckerhut hervor mit durchdringendem Blick auf den jungen Reiter. „Wollen Sie nach St. Georges?“ fragte er ihn. – „Ja, wenn überhaupt ein Nest dieses Namens auf diesem Maulwurfshaufen

existiert!“ – „Wollen Sie vielleicht zum Pfarrer Jarousseau?“ fragte der ernste Mann weiter, nicht im mindesten aus der Fassung gebracht durch die jugendliche Ungeduld. – „Ja, gerade für den habe ich einen Quartierzettel in der Tasche.“ – „Sie sind gewiss ein Offizier?“ – „Zu dienen, mein Freund, und zwar ein Dragoner; es scheint ja,“ fügte er ungeduldig hinzu, „dass man in diesem Lande ein regelrechtes Verhör durchmachen muss, wenn man eine Auskunft bekommen will. Verlangen Sie etwa auch noch meinen Pass?“

„Ein Dragoneroffizier,“ murmelte der Wanderer, ohne auf den Vorwurf des jungen Mannes zu achten, und sein Gesicht nahm einen wehmütigen Ausdruck an. Er fasste sich aber und sagte in gleichgültigem Tone: „Folgen Sie mir!“ Damit beugte er sich wieder über sein Buch und las weiter, wie wenn nichts vorgefallen wäre.

Der junge Offizier folgt ihm, doch bald übermannte ihn wieder seine Ungeduld. „Guter Freund,“

platzte er heraus, „geben Sie mir doch einfach die einzuschlagende Richtung an, dann finde ich mich schon zurecht.“ „Wenn ich das auch tue, so kommen Sie deshalb um nichts schneller ans Ziel.“ „Warum denn nicht? Glauben Sie, ich könne keine Erklärung verstehen?“

„Bewahre! Aber wenn Sie es denn wissen wollen; der Pfarrer, den Sie suchen, der bin ich! Und, lassen Sie sich’s nur sagen, junger Mann, Sie haben frühe angefangen, ein böses Handwerk zu treiben. Ich sage es Ihnen offen, Sie dauern mich!“ Der junge Mann war wie vom Himmel gefallen. „Bitte, wie meinen Sie das, Herr Pfarrer?“ fragte er bestürzt.

„Sie haben es ja selbst gesagt, Sie seien Dragoneroffizier.“

„Sogar Oberst, wenn es Ihnen beliebt. Ich habe mir schon vor einem Vierteljahr diesen Titel gekauft.“ „Oberst oder Offizier, das ist mir einerlei; ein Mann Ihres Berufs kann den Pfarrer Jarousseau nur suchen, um ihn zu verhaften!“ antwortete unser Wanderer etwas aufgeregt.

„Ich Sie verhaften!“ rief der junge Mann und lachte laut auf;

Im Original lautet das zu Grunde liegende Büchlein
„JAROUSSEAU, LE PASTEUR DU DÉSERT, PELLETAN (EUGÈNE)“

EUGÈNE PELLETAN war republikanischer Journalist, Abgeordneter, danach Senator in Paris, Minister unter der 3. Republik. Der Roman erzählt das Leben seines Ur-Großvaters, der aus der Pfarrei Mainxe en Angoumois stammte. 1761 geht er, um das Amt des Pastors der Wüste in Saint-Georges-de-Didonne auszuüben. Wir haben hier ein Stück Kirchengeschichte vor uns, das uns von den Kämpfen der verfolgten Gemeinde erzählt. Zusammen mit „Chiniquy“ und „Das Evangelium der Reformation am Berner Reformationgespräch von 1528“, bzw. dem Vortrag „Was verdanken wir der Reformation“, haben wir hier das Gesamt-Werk Schlachters bezüglich der Reformation bzw. deren Auseinandersetzungen. Schlachter hatte immer eine glückliche Hand, kurze Darstellung auszuwählen oder selber zu schreiben, so dass der Leser – ohne sich groß einarbeiten zu müssen – schnell einen Überblick über die Thematik bekommt. Dies ist auch hier wieder der Fall. Der Leser möge sich nicht an der damaligen religiösen Praxis usw. stören, sondern erkennen, was es heißt, Gott von ganzem Herzen zu dienen. Ich wünsche dem Leser Gottes reichen Segen.

Albstadt, den 23. Februar 2005, Karl-Hermann Kauffmann

Erschienen im Eigenverlag Freie Brüdergemeinde Albstadt, 1. Neuauflage 2005.
© 2005 Karl-Hermann Kauffmann, Albstadt

„halten Sie mich denn für einen Schergen? Ich komme im Gegenteil, Sie um Ihre Gastfreundschaft zu bitten. Ich verlasse morgen früh die französische Küste und schiffe mich nach Boston ein, um in Amerika am Unabhängigkeitskriege teilzunehmen. Ich wollte im benachbarten Schlosse von Semussac einkehren. Der Graf von Senneterre, mein weitläufiger Vetter, hatte mir schon ein Schlafzimmer bereitet. Aber seine Frau ist eine Nichte des Herzogs von Uzès, und der Onkel kam unerwartet zu Gast. Der Herzog darf als Statthalter der Provinz nichts von meiner Reise wissen, deshalb hat der Graf mich zu Ihnen geschickt. Alles weitere sagt Ihnen sein Empfehlungsbrief.“

Der Pfarrer nahm den Empfehlungsbrief des Grafen und steckte ihn ungelesen in die Tasche. „Ihr Wort genügt mir,“ sagte er wohlwollend zu dem jungen Mann; „im Übrigen bitte ich Ihnen mein unbesonnenes Vorurteil ab.“

Unter Gesprächen, denen Jousseau eine ernste Wendung gab, ritten die beiden ungleichartigen Begleiter dem Strand von St. Georges zu. Im letzten Schein der Dämmerung konnte der junge Herr jetzt ein romantisches Dörflein sehen, das in malerischer Unordnung auf der Düne zerstreut lag, inmitten von Weiden und Tamariskengebüsch. Eine hohe Rauchsäule stieg da und dort über der grünen Flur in die unbewegte Luft. „Dieser Rauch bedeutet für mich etwas Gutes,“ meinte der junge Edelmann. „Ich bekenne Ihnen, dass ich ohne Aufenthalt von Blaye hierher geritten bin, und nach einer so langen Reise schätzt man ein gutes Nachtessen ungemein.“

DAS PFARRHAUS VON ST. GEORGES

Die Sonne war eben untergegangen, da klopfte der Pfarrer dreimal an das Hoftor eines einzelstehenden Häuschens, das hinter der Düne versteckt am Rande eines Geheges lag. Auf diese geheimnisvolle Mahnung von außen ließ sich auf dem gepflasterten Hof der regelmäßige Tritt zweier Holzschuhe vernehmen. Die Tür drehte sich leise in den Angeln und auf der Schwelle erschien, die Laterne in der Hand, eine kleine, hinkende, bucklige, alte Frau-

ensperson. Als sie die Uniform erblickte, fiel ihr vor Schreck das Licht aus der Hand und sie stieß einen Angstschrei aus. „Madeleine,“ sagte der Pfarrer in beruhigendem Tone zu ihr, „der Herr, den ich da bringe, kommt nicht um mich zu verhaften, sondern ist ein unbekannter Freund aus Paris, der uns mit seinem Besuch beehren will. Führe sein Pferd in den Stall und bereite das Abendessen für uns. Unterdessen bin ich so frei und stelle Ihnen, Herr Marquis, meine Familie vor; bitte, treten Sie ein.“

Der Pfarrer nahm seinem Pferde den Zügel ab, es durfte sich im Hofe sein Lager suchen, musste aber den Sattel auf dem Rücken behalten wie ein Eilbote, der für jeden Fall gegürtet ist. Dann führte er seinen Gast in das Wohnzimmer des Hauses im Erdgeschoss. Eine bescheidene Hausfrau, das Gesicht halb versteckt unter den Bändern einer Haube, wie sie die Frauen jener Gegend tragen, spann schweigend an ihrem Rocken. Ein Häuflein kleiner Mädchen und ein Knabe saßen um sie her. Die Kinder waren frühzeitig an Arbeit gewöhnt; sie saßen kerzengerade auf ihrem Stuhl, das Strickzeug in der Hand und den Wollknäuel auf dem Schoß. „Frau,“ sagte der Pfarrer, als er eintrat, „preise den Herrn; ein Gast ist bei uns eingekehrt. Steh' auf und heiß ihn willkommen! Es ist der Marquis von Mauroy.“

Die Pfarrerin erhob sich langsam von ihrem Sitz, verneigte sich mit Würde und – gestehen wir es – auch mit etwas Unbeholfenheit, die bei einer Frau, welche nur für Gebet und Arbeit erzogen ist, sehr verzeihlich erscheint. Nachdem sie den Gast begrüßt, zog sie sich zurück, ohne ein Wort zu sagen, um in der Küche die nötige Hilfe zu leisten. „Hier sehen Sie nun meine Bastarde,“ sagte der Pfarrer zu dem Edelmann, indem er auf seine Kinder wies.

„Was, Bastarde sagen Sie? Ich glaube im Gegenteil, dass in Ihrer Religion ...“

„Ja, meine Bastarde, und zwar Bastarde nach dem Gesetz, denn die Kinder protestantischer Eheleute sind nicht als ehelich anerkannt. Nun, Kinder steht einmal auf und begrüßt den Herrn Marquis! Jousseau, du bist der Ältes-

te, geh' mit gutem Beispiel voran!“

Im Westen Frankreichs ist es Sitte, dass man den ältesten Knaben häufiger beim Familiennamen als beim Taufnamen ruft. Jousseau war ein Junge von 14 bis 15 Jahren. Der blonde, blauäugige Knabe sah mutig in die Welt. Er trat mit festem Blick vor den Herrn Marquis, verneigte sich und schlüpfte so schnell wie möglich zur Tür hinaus.

„Jetzt du Elisabeth!“ rief der Vater.

Ein kleines Mädchen, rosig wie eine Pfirsichblüte, das aber in seinem groben Leinwandhäubchen so ernsthaft dreinschaute wie eine Konfirmandin, steckte still das Strickzeug in die Schürzentasche, näherte sich mit gesenktem Blick, machte eine Verbeugung und verschwand. Der Marquis nickte ein wenig, als er sie vorüber gehen sah.

„Nun ist's an dir, Adelheid; komm sage dem Herrn Marquis guten Tag; der Gruß eines Kindes bringt Glück.“

Adelheid steckte die Stricknadeln in den Knäuel und defilierte an dem fremden Herrn vorbei, den Kopf zur Seite gewandt.

Der Marquis verbeugte sich tief. „Sophie, warum kommst du nicht gleich hinter Adelheid her?“ fuhr der Pfarrer fort. Das Mädchen beugte das Knie vor dem Marquis und verschwand ebenfalls hinter der Tür.

Ein dreijähriges Mädchen, mit auffallend bleichem Gesicht, saß nun noch im Zimmer auf einem Schemel und betrachtete mit großen Augen die Uniform des Fremden. Beim Anblick des gestickten Rockes befahl sie ein nervöses Zittern; erschreckt sprang sie auf und lief davon. „Das ist Benigna,“ sagte der Pfarrer bewegt, „das letzte Geschenk unseres himmlischen Vaters, das uns zu teil geworden ist. Das arme Kind kam in einer angstvollen Stunde zur Welt. Am Tage ihrer Geburt erschienen die Dragoner, um mich auf Befehl des Intendanten von La Rochelle in meiner Wohnung zu verhaften. Ich hatte kaum noch Zeit zur Flucht. Sie trafen meine Frau in Geburtswehen an. Die Unglückliche gebar eine Tochter, bleich wie der Tod, welche, wie Sie sehen, die Farbe des Lebens bis jetzt noch nicht bekommen und auch noch kein Wort sprechen gelernt hat. Sie müssen dem Kinde also seine Un-

höflichkeit verzeihen, die nur von der Angst herkommt.“

DIE STUTE MISERE

In dem Pfarrhaus herrschte die strenge calvinistische Einfachheit, die durch die Verfolgung noch strenger geworden war. Die stete Erwartung des Märtyrertums hatte in den protestantischen Familien Frankreichs schon lange einen ernsten, von der Erde abgelösten Sinn gepflanzt und einen traurigen Schatten selbst über die Wiege des Kindes und über die Wände des Hauses gebreitet. Nur was zum Leben unumgänglich notwendig war, befand sich in der Wohnung; alles was bloß für den Augenschein berechnet ist, war strenge verbannt. Der Marquis betrachtete darum ziemlich erstaunt die patriarchalische Stube, in die er eingetreten war. Sie enthielt kaum ein Dutzend strohgeflechtener Stühle, zwei Lehnstühle, einen Eckschrank und dazu eine Wanduhr, die unter einer Glasglocke auf einem Kästchen von Nussbaumholz stand. Der Pfarrer, der die Gedanken des Edelmannes zu erraten schien, deutete auf die kahle Wand, deren einziger Schmuck in der weißen Tünche bestand, und sagte zu ihm: „Dies ist ein Zelt, und wir wohnen darin wie die Wanderer, die heute nicht wissen, ob sie es morgen wiederfinden; wir haben hier keine bleibende Stätte, sondern die zukünftige suchen wir.“

Unterdessen stellte Madeleine auf den tannenen Tisch das einfache Abendbrot, das aus einer Schüssel Maisbrei, einer Schnitte gebratenen Schinkens, einem Topf Traubenmus und einem Stück Honigwaben bestand. Eine Flasche alten Weins, von der Hand einer früheren Generation versiegelt und jetzt der besondern Veranlassung zu lieb aus dem Versteck geholt, zeigte jedoch, dass die Hausfrau die Pflichten der Gastfreundschaft soweit erfüllen wollte, als es ihr bescheidener Keller gestattete. „Gott ist dennoch gut,“ sagte der Pfarrer, aus den Gedanken über die Unsicherheit seiner irdischen Lage erwachend, „wir leben von einem Tag zum andern. Lassen Sie uns jetzt alle trüben Gedanken fernhalten und im Frieden der Seele das leibliche Brot genießen!“ „Das Brot?“

antwortete Madeleine, plötzlich an ihre Vergesslichkeit erinnert durch dieses Wort. „Wir müssen welches von Roy-an holen lassen, da augenblicklich kein Stückchen Weißbrot im ganzen Dorfe aufzutreiben ist.“

„Schwarz oder weiß, das ist ganz gleich,“ sagte der Marquis, „das, welches am schnellsten kommt, ist das Beste; dafür habe ich meinen Appetit den ganzen Tag lang aufgespart, um dem Brote Ehre anzutun.“

„Gott verlässt seine Kinder nicht,“ sagte der Pfarrer lächelnd, „und ich bin noch nicht so weit heruntergekommen, dass ich meine Gäste mit grobem Brote bewirten müsste.“ Bei diesen Worten piff er zum Fenster hinaus. Ein Wiehern im Hofe draußen war die Antwort auf dieses Signal, und gleich darauf streckte das kleine Pferd, das frei im Hofe umherlief, seinen Kopf zum Fenster hinein, als wollte es fragen: „Was beliebt?“ Madeleine schob als Antwort einen Zettel in die Satteltasche, worauf das Pferd sich verständnisvoll umdrehte und in der Dunkelheit verschwand. Man vernahm noch einen Augenblick seinen regelmäßigen Trab, dann war sein Hufschlag in der Ferne verhallt.

„Wissen Sie, Herr Pfarrer,“ rief endlich der erstaunte Marquis aus, „dass ich in diesem Augenblick glauben könnte, ich sei im Märchenland? Ihr Rösslein wird sicher von einem Kobold geritten!“ „Bringen Sie mich nicht in den Verdacht der Zauberei,“ antwortete der Pfarrer lächelnd, „es ist genug, dass ich als Ketzer verschrien bin. Aber,“ fügte er ernster werdend hinzu, „haben Sie nicht den weißen Stern auf Miseres Stirn bemerkt – so hat nämlich meine Frau das Pferd benannt –; dieser Stern ist das Zeichen von Gottes Finger, der mit geheimnisvoller Schrift auf des Pferdes Stirne geschrieben hat: „Hier wohnt ein Geist.“

„Der Geist eines Pferdes!“ platzte der Marquis heraus; „wer hat das schon gehört?“ „Nun, ich meine auch nicht,“ fuhr der Pfarrer ruhig fort, „dass ein Menschengest in dem Pferde wohne, aber doch ein feiner Instinkt ist ihm vom Schöpfer mitgeteilt. Die Heilige Schrift sagt ja auch, dass der Odem des Herrn die Tiere treibe (Jesaja 63,14).

Diesen geheimnisvollen Trieb, den der gute Gott in sie gelegt hat, habe ich bei Misere geweckt, und nun denkt sie auf ihre Art. Sie besorgt mir Kommissionen im nächsten Städtchen. Sie klopft an des Bäckers Tür; der Bäcker füllt ihren Quersack und schickt sie heim. So geht sie beständig hin und her, ohne dass sie sich verspätet oder verirrt. Sie können sich deshalb wohl denken, wie wertvoll das Tier für mich ist; denn in meinem gefahrvollen Beruf tut es mir noch zudem oft treuen Schildwachendienst. Wenn ich bedenke, welch' väterliche Fürsorge Gott für mich armen Geächteten darin bewiesen, dass Er dieses Tier mir zugeführt hat, so werde ich zu innigem Dank gerührt!“ Der Pfarrer hatte noch nicht geendet, als Misere ihre dampfenden Nüstern an die Fensterscheibe drückte; das gute Tier hatte mittlerweile den Weg zum Bäcker zurückgelegt.

„Das Brot ist da, Herr Marquis, setzen wir uns!“ Mit diesen Worten nahm der Pfarrer seine Kopfbedeckung ab und sprach das Tischgebet. Seinem Gast war das freilich etwas Ungewohntes; aber er dachte: ich gehe ja nach Amerika, in das Land des Evangeliums; es ist gut, wenn ich mich jetzt schon an die dortige Sitte gewöhne, und so faltete er seine Hände auch.

Nach dem Essen nahm der Pfarrer ein Licht und führte den Marquis in seine Schlafzimmern, denn es war schon spät. Dieses Zimmer war ein bescheidenes Stübchen im ersten Stock, der zugleich den Estrich bildete. Hier stand ein hohes Himmelbett mit grünen Vorhängen, die Matratzen waren fast bis zur Zimmerdecke aufgetürmt. Dennoch vollbrachte der Marquis das mühsame Kletterkunststück glücklich, in welchem vor Alters das Zubettgehen bestand, und müde, wie er von der langen Reise war, brauchte er nicht zu sorgen für den Schlaf. Aber kaum hatte er die Augen geschlossen, als er hinter sich in der Wand ein unerklärliches Geräusch vernahm. Es kam von unten herauf bis zur Höhe seines Bettes und stieg an seinem Kopf vorbei noch weiter hinauf. Jetzt tönte es wie ein Hammerschlag, dann wieder wie ein Fußtritt in der Mauer drin. Plötzlich hörte das Geräusch auf. Der Marquis ver-

nahm noch etwas wie einen dumpfen Fall auf den Fußboden, dem ein Flüstern folgte. Endlich gelangte noch ein lautes „Amen“ an sein Ohr, dann war alles mäuschenstill und man vernahm nur noch das eintönige Rauschen des Meeres in der Stille der Nacht.

„Das ist entschieden verdächtig, um nicht zu sagen beunruhigend,“ dachte der Marquis, der solchergestalt aus seinem ersten Schlummer aufgeschreckt worden war. Er erinnerte sich jetzt wieder an die rätselhaften Reden des Pfarrers, an dessen sonderbares Pferd, und das alles, zusammen mit der Phantasie, welche die Schatten der Nacht so gerne erregen, legte ihm den Verdacht nahe, dass er am Ende in das Haus eines Zauberers geraten sei. Zu aller Vorsicht zog er wenigstens die Decke über die Ohren, bekreuzigte sich und war froh, dass der barmherzige Schlaf seiner erregten Phantasie bald eine andere Wendung gab.

EIN VERSTECK

Der Marquis von Mauroy erwachte am andern Morgen mit dem ersten Sonnenstrahl. Als ihm seine Gespensterfurcht vom gestrigen Abend wieder in Erinnerung kam, schämte er sich ein wenig seiner Leichtgläubigkeit. Er war ja sonst ungläubig, wie das so Mode war in der damaligen noblen Welt, aber das hinderte ihn nicht, gelegentlich abergläubisch zu sein. Doch jetzt war es Morgen und da fürchtet man die Nachtgespenster nicht. Er kleidete sich also so schnell wie möglich an und verfügte sich ins Esszimmer, wo es ihm doch ungleich heimeliger war.

Der Pfarrer erwartete ihn schon. „Wie haben Sie geschlafen?“ fragte er seinen Gast. „Vortrefflich! Nur,“ fügte er lächelnd hinzu, „haben Sie ein Gespenst im Haus. Ich hörte es durch die Mauer schreiten und zuletzt sagte es Amen. Es scheint, dass gegenwärtig auch die Gespenster beten.“

„Das Gespenst bin ich selbst,“ antwortete ruhig der Pfarrer, „und darf es Ihnen hier unter vier Augen wohl gese-

hen, dass ich mich jeden Abend in mein Versteck begeben mittelst einer Treppe, die in der dicken Mauer angebracht ist.“ „In Ihr Versteck?“ fragte der Marquis erstaunt. „Wozu brauchen Sie sich zu verstecken? Mein Onkel, der Graf von Senneterre hat mir Ihr Haus als



das des achtenswertesten Mannes in der ganzen Gegend bezeichnet.“

„Ja, wenn ich sonst niemand zu fürchten hätte, als den Grafen, dann könnte ich ruhig aus- und eingehen und den Schlaf des Gerechten schlafen. Aber unglücklicherweise ist noch ein Mann in der Nähe, der stets den Machthabern in den Ohren liegt, um die strenge Ausübung der Gesetze zu verlangen. Das ist der katholische Priester des Ortes, der das Gesetz auf seiner Seite hat. Der Gouverneur hält sich für verpflichtet, mir von Zeit zu Zeit einen Hausbesuch zu machen, vermutlich nur der Form wegen; denn wenn es ihm daran läge, mich zu bekommen, so hätte er mich schon längst gefunden.“

Wenn man mich aber fände, so müsste man mich verhaften, und wäre ich verhaftet, so müsste man mich hängen, um ein Exempel zu statuieren; der Text des Gesetzes ist in dieser Beziehung klar. Ich entgehe also dem Galgen, indem ich mich verstecke, aber doch schäme ich mich manchmal meiner Vorsicht. Ich muss mir sagen, wenn so viele Märtyrer ihr Blut für das Evangelium vergossen haben, so sollte ich mir ein Beispiel an ihrem Mute nehmen und, anstatt mich jeden Abend in Sicherheit zu bringen, ruhig mein Schicksal erwarten. Wenn ich dann

aber all' die Meinigen betrachte, meine Gemeinde und meine Familie, wenn ich an all' die teuern und zarten Wesen denke, die mir anvertraut sind, und für die ich verantwortlich bin, so scheint es mir doch, es wäre Gott versucht, wenn ich dem Tode freiwillig entgegen ginge. Sollte ich mich aber hierin täuschen, so kennt doch Gott mein Herz und wird nach seiner unergründlichen Güte barmherzig gegen meine Schwachheit sein.“

Das Wort des Pfarrers war für den jungen, in der üppigen Luft von Versailles erzogenen Höfling, wie eine Offenbarung aus einer ihm unbekanntem Welt des Leidens. Er wusste nur zu gut, dass man am königlichen Hof selbst nicht mehr an das glauben wollte, was die katholische Kirche lehrt. Dass man nun die armen Protestanten immer noch verfolgte, und zwar auf höhern Befehl, nur weil sie den katholischen Glauben nicht annahmen, der doch am Hofe selbst ungestraft bespöttelt ward, das schien ihm ein schrecklicher Widerspruch, eine unverantwortliche Heuchelei und Grausamkeit.

„Herr Pfarrer,“ sagte er darum tief bewegt, „es ist einfach absurd, wenn die Gewaltigen heutzutage noch Andersgläubige verfolgen. In einer Zeit, wo der sogenannte „allerchristlichste König“ von Frankreich die Duldsamkeit soweit treibt, dass er einen Gottesleugner zum Erzbischof von Paris ernennt – in einer solchen Zeit sollte man doch nicht mehr einen Mann als Verbrecher verfolgen, weil er auf französisch, anstatt auf lateinisch betet, und weil er das Abendmahl unter beiderlei Gestalt austeilt. So bescheiden auch gegenwärtig mein Einfluss im Staate ist, weiß ich doch, wem man die Augen über dergartiges Unrecht auf tun muss. Der königliche Minister Malesherbes ist mein Vetter im sechzehnten Grad – man ist ja unter dem Adel ins Unendliche verwandt. Ich werde ihm schreiben, und ich bin gewiss, wenn er einmal gehörig darüber unterrichtet ist, so wird er nicht ruhen, bis das letzte Blatt von dem Gesetz der Unduldsamkeit ver-

nichtet ist, denn ich weiß, wie hoch er von der Gewissensfreiheit denkt.“

„Sie haben Recht,“ entgegnete der Pfarrer, „auch ich habe schon oft gewünscht: wenn es nur der König wüsste! Ich glaube, er würde es anders machen, und in dieser Überzeugung bete ich für ihn von ganzem Herzen. Aber wie soll er 's erfahren? Wer will 's ihm sagen? Wer von uns gilt so viel, dass er es wagen dürfte, ihm die Sache vorzutragen? Doch ich will mich gedulden. Es kommt mir vor, der Berg müsse bald erklommen sein. Sollte Gott seine Auserwählten nicht retten, die zu ihm Tag und Nacht schreien, ob er auch lange verzieht? Ich glaube, dass Er sie in Kürze erretten wird. Es ist mir, als dämmere das Morgenrot der Freiheit am Horizont. Vielleicht überschreiten wir die Grenze des Jahrhunderts nichts, ohne dass noch zuvor die Sonne der Freiheit aufgegangen ist.“

Bei diesem letzten prophetischen Wort des Pfarrers donnerte auf der Rhede von St. Georges ein Kanonenschuss und weckte ein vielfaches Echo am Strand, als ob eine ganze Batterie in der Nähe losgelassen würde.

„Das ist das Zeichen zur Abreise,“ sagte der Marquis. „Dieser Kanonenschuss ist der Ruf des amerikanischen Schiffes, das mich in das Land bringen soll, wo ich mehr von der Freiheit zu sehen bekommen werde, von der ich bei Ihnen gehört. Ich gehe um so leichteren Herzens hinüber, nachdem ich bei Ihnen den Wert der Freiheit schätzen gelernt.“ Mit diesen Worten drückte der Marquis seinem Gastfreund die Hand und eilte dem Schiffe zu. „Wahrhaftig,“ dachte er im Weggehen, „das Wort dieses guten Mannes hat es mir ordentlich angetan.“ Am Abend desselben Tages brachte der Lotse von St. Georges, der das Schiff ins Meer geführt hatte, dem Pfarrer von dem Marquis einen Empfehlungsbrief an den Minister Malesherbes. Aber was sollte ein armer, unbekannter Geistlicher, noch dazu so weit von Paris entfernt, mit einem solchem Schreiben anfangen? Sollte er den Brief abschicken? Aber würde wohl ein königlicher Minister einem armen Landpfarrer eine Antwort gewähren? Der Pfarrer dankte im Herzen dem Marquis für seinen guten Willen

und warf den Brief einstweilen in eine Schublade.

DIE KIRCHE DER WÜSTE

St. Georges-Didonne ist ein kleiner Seehafen an der Mündung der Gironde. Das Vorgebirge Balière und die Klippe von Süzac, die im Norden und Süden wie die Spitzen eines Halbmondes ins Meer hinaustreten, bilden eine Bucht, an deren Ende das Dorf liegt. Die niedrigen, ziegelbedeckten Häuschen sind fast alle nach demselben Muster gebaut. Sie sind weiß getüncht, und Rebenspalier bildet ihren einzigen Schmuck. Planlos in den Krümmungen der vom Meeressande gebildeten Düne zerstreut, gleichen sie den Zelten eines Lagers. Scharen von verfolgten Protestanten waren einst ohne Zweifel zu gleicher Zeit hiehergekommen, um in diesem Erdenwinkel Zuflucht vor der Verfolgung zu finden. Der Protestantismus hatte sich ja in Frankreich nur kurze Zeit der Duldung erfreut. Das Edikt von Nantes, im Jahre 1598 von dem protestantenfreundlichen König Heinrich IV. erlassen, gestattete unsern Glaubensgenossen nach den furchtbaren Zeiten der Pariser Bluthochzeit, wobei 60.000 Protestanten umgekommen waren, die stille Ausübung ihres Gottesdienstes im ganzen Reich und stellte sie den Katholiken bürgerlich gleich. Nachdem aber dieser König von einem fanatischen Mönch ermordet worden war, ruhten die Jesuiten nicht, bis der ausschweifende König Ludwig XIV. das Edikt von Nantes widerrief, um durch das Blut der Ketzer, wie er meinte, sein sündenbeflecktes Gewissen wieder rein zu waschen. Dies geschah im Jahre 1685. Sofort brach auch die furchtbarste Verfolgung aus. 1600 Kirchen wurden niedergedrückt, Tausende von Protestanten hingerichtet, ihre Kinder wurden in Klöster gesteckt, Hunderttausende wanderten aus nach reformierten Ländern, trotzdem Todesstrafe auf die Auswanderung gesetzt war, andere aber flüchteten sich in entlegene Winkel des Landes, ins Gebirge oder an den öden Meeresstrand, wo ihnen zur Flucht die hohe See offen stand.

Zu den letztern Flüchtlingen gehörten die Bewohner von St. Georges-Didonne

zum größten Teil. Zwar lebten die Väter, die sich einst hierher geflüchtet, zu der Zeit nicht mehr, von welcher unsere Geschichte redet, aber obschon nun die Verfolgung und Unterdrückung des evangelischen Glaubens bald ein Jahrhundert angedauert hatte, so lebte doch der Glaube der Väter in den Herzen der Kinder fort; die Dragoner, welche der König hin und wieder in die protestantischen Dörfer zur Bekehrung der Ketzer schickte, hatten noch nicht vermocht, ihre Kniee zu beugen vor Baal. Die Erhaltung ihres Glaubens verdankten sie aber größtenteils der treuen Arbeit ihrer Hirten, die der Herr seiner zerstreuten Herde immer wieder gegeben und die mit eigener Lebensgefahr die Schafe in der Wüste weideten.

Seit dem 21. September 1761 versah bei der kleinen Gemeinde von St. Georges-Didonne Jean Jarousseau dieses Amt. Sein Vater Isaak und sein Großvater Samuel waren auch Diener des Evangeliums gewesen und starben im Dienst des Herrn. Als der Vater seine Stunde nahen fühlte, rief er den Sohn an sein Bett, legte ihm die Hände auf und erflehte für ihn die Gabe des Heiligen Geistes. Damals trat Jean Jarousseau das Amt eines Predigers in der Wüste an. Wir sagen in der Wüste, nicht weil St. Georges-Didonne, der Schauplatz seiner Tätigkeit, gerade eine Wüste genannt werden könnte, sondern weil die Protestanten damals unter freiem Himmel, in der Wildnis, wo die Wölfe hausten, ihre Gottesdienste halten mussten.

Die Predigt des Evangeliums ist jetzt in Frankreich vom Gesetze gestattet, manchmal sogar vom Staat bezahlt, aber im vorigen Jahrhundert, vor der französischen Revolution, hieß predigen dort soviel als den Galgen oder die Galeere verdienen und zwar noch häufiger das erstere, als das letztere.

Jean Jarousseau hatte sich auf beides gefasst gemacht. An dem Tage, da er zum ersten Mal unter freiem Himmel das Evangelium predigte, machte er vorher sein Testament. Er hatte zwar nicht viel mehr zu vermachen als sein Beispiel und seine Kleider. Ehe er in die Schweiz ging, um in Lausanne Theologie zu studieren, besaß er ein bescheidenes Erbe, einen Weinberg und ein

Häuschen. Nach seiner Abreise ließ aber der Intendant von La Rochelle die Weinstöcke ausreißen und das Haus dem Erdboden gleich machen, weil, wie er behauptete, die Reise des Ketzers an die Grenze ein Staatsverbrechen sei.

„Hiob hätte mein Schicksal noch beneidet,“ sagte Jarousseau, als er die Kunde davon erhielt. Ihm gab die Bibel auf alles eine Antwort, und was ihm auch geschehen mochte, in der Bibel war schon ein Trostwort für ihn bereit.

Jarousseau hatte nun als väterliches Erbteil nur noch zwei Dinge. Das eine war eine silberne Uhr, ein wertvolles Stück, aus der Kindheit der Uhrmacherkunst. Diese Uhr war für ihn seine Familie; sie hatte seinem Vater und Großvater die Stunde gewiesen, und so oft er sie ansah, sagte er sich: Sei deiner Väter würdig! Er besaß ferner ein kleines Büchlein in Pergament gebunden und mittelst einer Schnur geschlossen. Die Hälfte der Blätter war beschrieben, die andere Hälfte schien auf die Eintragungen eines späteren Geschlechts zu warten. Der Pfarrer nannte dieses Manuskript „das Buch des Lebens“, weil sein Vater und Großvater in demselben die Begebenheiten in ihrer Familie und die Ereignisse der reformierten Kirche aufgeschrieben hatten. Als der matten Hand des Einen die Feder entfiel, nahm sie der Nächste auf, und die Blätter dieser frommen Chronik erzählten von Jahr zu Jahr die schmerzvolle Geschichte der Kirche unter dem Kreuz. Eigentlich war also das „Buch des Lebens“ ein Märtyrerbuch. Das erste Blatt enthielt folgende Aufzeichnung von der Hand des Großvaters:

„Den 28. Juli. Es hatte dem Herrn gefallen, durch Seine wunderbare Güte und Barmherzigkeit, das Panier der evangelischen Wahrheit in Frankreich wieder aufzurichten, um die verirrtten Schafe in Seinen Stall zu sammeln. Jetzt aber entzieht der Herr Seine Hand wieder Seiner Kirche. Folgender Befehl des Königs ist an der Kirche von Jarnac angeschlagen worden: ‚Wir wollen und befehlen, dass unsere Untertanen, die der sogenannten reformierten Religion angehören, sobald sie das siebente Lebensjahr erreicht haben, die katholische, apostolisch-römische Religion annehmen, und dass ihre Eltern sie in kei-

ner Weise daran hindern.‘ Kraft dieses Befehls“, hieß es weiter in der Familienchronik, „kamen die Soldaten gestern in unsere Wohnung. Sie stellten ihre Pferde in unser Esszimmer. Sie hatten ein Kreuz auf ihren Musketen, und als wir es nicht küssen wollten, schlugen sie uns mit der flachen Klinge. Heute früh kamen sie in unser Schlafzimmer, unsere liebe Esther, die jetzt in ihrem sechzehnten Lebensjahr steht, betete gerade. Die Schergen schleppten sie an den Haaren fort und warfen sie auf das Pferd eines Dragoners. Der Dragoner ritt im Galopp davon, er bringt unser Kind ins Kloster. Unsere Herzen sind zum Tod verwundet, o Herr!“

ARM UND DENNOCH REICH

Ähnliche Eintragungen fanden sich noch viele in dem Buch, das Jean Jarousseau von seinen Vätern ererbt hatte; er konnte darin zum voraus studieren, was auch ihm im Dienste des Herrn bevorstehen mochte. Jarousseau lebte als Student der Theologie in Lausanne, wie es wohl niemand an seiner Stelle fertig gebracht hätte, aufs Geratewohl, von der Hand in den Mund. Sein Frühstück bestand aus einem Teller voll Schnecken, die er frühmorgens, wenn der Tau fiel, am Ufer des Sees sammelte und auf einer Kohlenpfanne briet. Das Mittagessen war meistens schon im Frühstück enthalten. Nach Beendigung seiner Studien, die nicht allzu lang dauerten in einer Zeit, wo man mehr fürs Martyrium als fürs theologische Streiten erzogen wurde, wanderte er zu Fuß auf einsamen Wegen übers Gebirge nach Saintonge, genoss als Nachtessen meistens nur eine Brotkruste, die er der Freigebigkeit eines Ziegenhirten verdankte, wickelte sich dann in seinen Mantel und schlief unter freiem Himmel. Gab's kein Brot, so sang er einen Psalm, um den Mangel zu decken, und schrieb in sein Tagebuch, das er pünktlich führte: „Heute bestand mein Nachtessen aus einem Psalm.“ So durchwanderte er die Cevennen, ein Gebirge, in dem sich viele Protestanten vor der Verfolgung bargen, und empfing auf dieser Reise von Paul Rabaut, dem berühmten, viel verfolgten Apostel der Wüste, die Handauflegung und den Titel eines

Kandidaten. Ein Kandidat war der Gehilfe eines Geistlichen, das Gehilfen-tum war seine Prüfungszeit, in der es sich zeigen sollte, ob er den Beruf zum Prediger habe. Jarousseau folgte in dieser Eigenschaft dem Pfarrer Gibert auf seinen gefährlichen Reisen. Er machte sein Probestück als Gehilfe bei jenem tragischen Gottesdienst von la Combe à la bataille, im Walde von Balleret, wo mehrere Frauen niedergehauen wurden. Hier starb Gibert in Folge eines Schusses durch die Brust, den er von den Dragonern erhielt, welche diese Versammlung im Walde überfielen.

Jean Jarousseau erhielt das Amt eines Pfarrers über dem noch rauchenden Blut jenes heldenmütigen Märtyrers, und von diesem Augenblick an ritt er Tag und Nacht auf einem geborgten Pferd umher, das neue Testament in der einen Tasche, den Psalter in der andern, und predigte und taufte überall in der Runde. Die Sorge für den andern Morgen blieb ihm fremd. Das Gebot der Schrift befolgte er buchstäblich. Hatte er Hunger, so klopfte er an die Tür eines Getreuen; „der Segen des Herrn sei über deinem Hause!“ sprach er und bat um Gastfreundschaft. blieb ihm die Tür verschlossen, so schüttelte er den Staub von den Füßen und klopfte anderswo an. Man tadelte ihn einst wegen seiner Verachtung des Irdischen und bot ihm einen kleinen Gehalt an. „Ich will Gott keine einzige Gelegenheit nehmen, mir seine Allmacht zu zeigen,“ antwortete er, „das Manna fällt nur in der Wüste.“ *Wird fortgesetzt*

Karl-Hermann Kauffmann Franz Eugen Schlachter

Ein Bibelübersetzer im Umfeld der Heiligensbewegung

So beliebt die Bibelübersetzung von Franz Eugen Schlachter heute noch ist (die letzte Revision wurde 2003 abgeschlossen), so unbekannt ist die Person und das Leben dieses originellen Mannes.

Karl-Hermann Kauffmann, einer der besten Kenner Franz Eugen Schlachters, legt hier einen kompakten Überblick über Leben und Werk Schlachters vor.

SJD, Taschenbuch,
160 Seiten, € 7,95



AREND REMMERS (aus „Gedenket eurer Führer“)

Georg von Viehbahn und die Evangelische Allianz

Georg von Viehbahn entstammte einer Familie, die 1728 durch König Friedrich Wilhelm 1. in den preußischen Adelsstand erhoben worden war und dem Staat viele Offiziere und Beamte gestellt hatte. Er wurde am 15. 11. 1840 in Arnsberg in Westfalen geboren. In der oberschlesischen Stadt Oppeln, wo sein Vater zuletzt Regierungspräsident war, legte er das Abitur ab und wünschte dann, der Familientradition zu folgen und Soldat zu werden.

Von seinen Eltern war Georg von Viehbahn in der Landeskirche erzogen worden. Schon im Alter von fünfzehn Jahren hatte er sich durch Mitwirkung eines gläubigen Spielkameraden, mit dem er auch später noch verbunden blieb, zum lebendigen Glauben an den Herrn Jesus bekehrt. Als er nun nach dem Abitur 1859 seine soldatische Laufbahn bei einem Berliner Garderegiment begann, war es sein ernstes Gebetsanliegen, sich immer als ein treuer Jünger des Herrn zu erweisen. Nach seiner Ausbildung und Beförderung zum Leutnant nahm er an den drei sogenannten deutschen Einigungskriegen in den Jahren 1864, 1866 und 1870/71 mit Auszeichnung teil.

Im Jahre 1869 lernte Georg von Viehbahn in Hessen seine zukünftige Gattin kennen. Christine Ankersmit war die Tochter eines wohlhabenden holländischen Kaufmannes. Am 14. Mai 1872 fand in Amsterdam die Hochzeit statt. Gemeinsam forschten beide fleißig im Worte Gottes. Seine Frau hatte bereits in ihrer Jugend in England die Christen kennengelernt, die ohne besondere eigene Benennung nach Art der ersten



Georg von
Viehbahn

Christen im Namen des Herrn Jesus zusammenkamen. Mit einem solchen Kreis von Brüdern kamen sie auch in Wiesbaden, ihrem ersten gemeinsamen Wohnort, zusammen, mit dem einfachen Wunsch, zu verharren **in der Lehre der Apostel, in der Gemeinschaft, im Brechen des Brotes und in den Gebeten** (Apostelgeschichte 2,42).

Als Hauptmann stand Georg von Viehbahn zunächst bis zum Jahre 1878 in Wiesbaden, wo seine älteste Tochter CHRISTA und drei weitere Kinder geboren wurden. 1878 erfolgte seine Versetzung nach Hannover, wo er 1879 zum Major befördert wurde. Ende des Jahres 1883 wurde er zum Kommandeur der Königlichen Kriegsschule in Engers am Rhein ernannt. Hier ging am 3. Februar 1884 seine Gattin kurz nach der Geburt ihres sechsten Kindes heim. Drei Jahre später heiratete Georg von Viehbahn dann Marie Ankersmit, die jüngere Schwester seiner ersten Frau. Aus dieser Ehe gingen drei Kinder hervor. Im Jahre 1888 wurde Georg von Viehbahn zum Oberstleutnant ernannt und nach Frankfurt am Main versetzt. Ein Jahr später wurde er als Oberst und Regimentskommandeur nach Trier berufen. Seine letzte Station war Stettin; dorthin wurde er als Generalmajor und Kommandeur einer Infanterie-Brigade im Jahre 1893 versetzt.

Seit seiner Jugend war es der Wunsch dieses ernstesten Mannes, seinem Herrn, den er liebte, auch in seinem Beruf mit Hingabe zu dienen, Ihn vor den Menschen zu bekennen und Brüder zu finden, die wie er den Herrn Jesus liebten und bekannten. Besonders bedrückte ihn dabei die Oberflächlichkeit, Leichtfertigkeit und geistliche Armut in weiten Kreisen des Offizierskorps. Zwar hatte er Verbindung zu einigen gläubigen Offizieren und Beamten wie Oberstleutnant Curt von Knobelsdorff, der in der Alkoholikerfürsorge

stand. Obgleich er oft Spott und Hohn erntete, wenn er sich zu seinem Herrn bekannte, versuchte er doch mit Gottesfurcht und Bekennermut, seinen Kollegen und Untergebenen zu dienen und zu helfen. Als er Kommandeur der Kriegsschule war, ließ er manchen Bibelspruch an die Wände malen, wie: **„Rosse werden zum Streittage bereitet, aber der Sieg kommt von dem Herrn“** (Sprüche 21,31). Sein erstes größeres sichtbares Werk war ein christliches Soldatenheim, das er während seiner Zeit als Regimentskommandeur in Trier auf eigene Kosten ins Leben rief. Besonders lag Georg von Viehbahn jedoch das Heil der Hunderttausende von jungen Männern am Herzen, die jedes Jahr zum Militärdienst einberufen wurden. So entschloß er sich, im Vertrauen auf den Herrn, ein wöchentlich erscheinendes Evangeliumsblatt herauszugeben, das kostenlos an die ihm unterstellten Truppenteile ausgehändigt werden sollte.

Am 1. Oktober 1895 erschien die erste Nummer unter dem Titel „SOLDATENPREDIGTEN“, die vom zweiten Jahrgang an „Zeugnisse eines alten Soldaten an seine Kameraden“ genannt wurde, in einer Auflage von 5.000 Exemplaren. Gott segnete diese kleinen, stillen Boten, die im Laufe von einundzwanzig Jahren ihres Erscheinens auf 1100 verschiedene Nummern anwuchsen und zuletzt eine Auflagehöhe von 150.000 bis 170.000 Exemplaren erreichten. Auch außerhalb des Heeres wurden diese Zeugnisse als Traktate verbreitet und sogar in verschiedene Sprachen übersetzt.

Nachdem der HERR Georg von Viehbahn diese umfangreiche Arbeit gegeben hatte, wozu noch manche Reisen zum mündlichen Dienst am Evangelium kamen, trat mehr und mehr die Frage an ihn heran, ob er nicht aus dem Heeresdienst ausscheiden sollte, um seine Kraft ganz in den Dienst des Herrn zu stellen. Abgesehen von dieser Arbeit war ihm schon früher der Gedanke gekommen, ob er als Christ, der sich seiner himmlischen Stellung und



Christa
von Viehbahn

Berufung bewußt war, nicht gut daran tue, seinen Soldatenberuf aufzugeben. Im Frühjahr 1896 wurde es Georg von Viebahn ganz deutlich, daß jetzt für ihn die Zeit gekommen sei, aus dem Heeresdienst auszuschneiden. Nach diesem wichtigen Schritt behielt er zunächst seinen Wohnsitz in Stettin bei.

Nun traten weitere Aufgaben an Georg von Viebahn heran. Er begann, zunächst in Berlin, dann in verschiedenen anderen Garnisonstädten Evangelisationsvorträge vor Offizieren zu halten, die zum großen Segen gereichten. Vom Jahre 1899 an gab er die Vierteljahresschrift „SCHWERT UND SCHILD“ heraus, mit der er das Wort Gottes nicht nur den Fernstehenden unter den Offizieren nahebringen, sondern mehr noch denen seelsorgerlich dienen wollte, die bereits zum Glauben



Die Bibellesezettel

gekommen waren. Sehr bald wurden dieser Zeitschrift „BIBELLESEZETTEL“ beigelegt, die in gedrängter Kürze fortlaufend tägliche Betrachtungen enthielten. Diese erschienen jedoch bald in größerer Auflage als „SCHWERT UND SCHILD“, da sie auch in vielen bürgerlichen Häusern und Familien gelesen wurden. Unermüdlich arbeitete Georg von Viebahn an seinem Platz im Werke des Herrn. Wenn er sich auf Reisen zur Verkündigung des Evangeliums befand, war er tagsüber im mündlichen Dienst tätig; nachts, wenn seine Gastgeber schliefen, arbeitete er oft noch stundenlang an seinen Zeitschriften. Außer diesen veröffentlichte er noch manche Einzelschriften, vornehmlich über die Praxis des christlichen Lebens, von denen wohl am bekanntesten sind: „Verlobung und Verheiratung der Gläubigen im Lichte des Wortes Gottes“ und „Die Ehe der Gläubigen im Lichte des Wortes Gottes“. Beachtenswert ist auch seine Schrift: „Was ich bei den Christen gefunden habe, die sich nur im Namen Jesu versammeln“ (1902), die seine Antwort auf eine Artikelreihe in der Zeitschrift „SABBATHKLÄNGE“ gegen „J. N. DARBY und die Versammlung“ enthält.

Georg von Viebahn war auch zu-

meist regelmäßiger Besucher der Konferenzen der Brüder zur Betrachtung des Wortes Gottes in Elberfeld, Dillenburg und Berlin. Auf einer dieser Zusammenkünfte unterbrach er einmal einen Bruder, der zustimmend auf seine Äußerungen Bezug nahm und ihn dabei „Herr General“ nannte, mit seiner freundlichen, aber lauten und klaren Stimme: „Lassen sie den General zurücktreten und den Bruder voranmarschieren!“


Bis ins vorgerückte Alter konnte Georg von Viebahn bei rüstiger Gesundheit und in Frische des Geistes den Dienst der Evangeliumsverkündigung und der Erbauung der Gläubigen tun. Dabei bekannte er sich bis an sein Lebensende zu dem einmal eingeschlagenen schmalen Weg der Absonderung. Er vergaß dabei in seinem Herzen nicht, was er auch in seiner Arbeit bewies, dass er mit allen Gliedern des Leibes Christi eins war. Sein Biograph EMIL DÖNGES schreibt dazu: „Dass er dabei vielen Gläubigen zu eng erschien, anderen aber auch wieder zu weit, konnte nicht ausbleiben.“ Sein eigenes Begehren und Bemühen war, auf schmalen Pfad ein weites Herz zu haben und dies auch zu betätigen. Offensichtlich von diesem Wunsche beseelt, nahm er immer wieder an den Allianzkonferenzen in Blankenburg teil, wo er – wie er selbst eingesteht, auf unbiblischen Boden – Gelegenheit zu finden meinte, viele Christen brüderlich zu begrüßen und ihnen mit dem teuren Wort Gottes zu dienen. Über seine persönliche Stellung zur Allianz schrieb er im Jahre 1910 an einen Freund:

„Ich bin nicht Mitglied der evangelischen Allianz und werde es, wie ich vertraue, niemals werden. Ich habe die evangelische Allianz, welche auf einem Bündnis verschiedener menschlich gebildeter Kirchen und Gemeinschaften beruht, niemals als gottgewollte Lösung der ersehnten Einheit der Gläubigen angesehen. Ich erkenne an, daß diese Bestrebungen an manchen Stellen durch die Treue derer, die sie vertreten, Segen hervorbrachten, aber die evangelische Allianz ist kein biblischer Boden. Deshalb spreche ich auch nicht von Allianz, sondern von der in Christo vorhandenen, von Gott gemachten Einheit des Leibes.“

Diese große Wahrheit von der Einheit des Leibes, der einen wahren Gemeinde oder Versammlung Jesu, ist vielen Gläubigen eine unbekanntete Wahrheit, obwohl der Heilige Geist sie seit etwa sechzig Jahren neu auf den Leuchter stellte.“

Im Laufe der Zeit öffnete der HERR Georg von Viebahn mehr und mehr die Türen zum Dienst des Wortes vor Gläubigen. Es war ihm ein besonderes Anliegen, ihnen nicht nur ihre hohen Vorrechte als Kinder Gottes vorzustellen, sondern ihnen vor allem ans Herz zu legen, in Gottseligkeit und treuem Wandel im vollen Gegensatz zu den Kindern dieser Welt dazustehen. Auch dieser Dienst war nicht vergeblich; er ist von vielen dankbar anerkannt worden und hat reiche Früchte getragen.

Im ersten Jahre des Weltkrieges 1914/18 fielen zwei Söhne an der Front. Diese Verluste gingen dem gefühlvollen Manne sehr nahe. Trotz abnehmender Kräfte glaubte er zunächst noch seinen Dienst fortführen zu können.

Aber im Jahre 1915 stellte sich heraus, er sehr ernst erkrankt war. Am 15. Dezember 1915 rief der Herr Seinen Knecht heim in die Ruhe des Volkes Gottes. Georg von Viebahn wurde in Engers, neben seiner Gattin, begraben. Viele Freunde und Bekannte hatten bereits der in Berlin anberaumten Trauerfeier beigewohnt; in Engers sprach sein Freund DR. EMIL DÖNGES in der Friedhofshalle und RUDOLF BROCKHAUS am Grabe des Heimgegangenen. 

Der Abdruck erfolgte mit freundlicher Genehmigung des CSV-Verlags

LEMPFEHLENSWERTE
LINKS

l-gassmann.de
www.alexander.seibel.de
www.bibelkommentare.de
www.bibelstudium.de
www.bibelvergleich.at
www.das-wort-der-wahrheit.de
www.dwg-radio.net
www.ekkllesia-nachrichten.com
www.verlag-friedensbote.de
www.glaubensstimme.de
www.hauszellengemeinde.de
www.johannes-ramel.at
www.maleachi-kreis.de
www.oekumene-live.de
www.oekumene-live.de

VON ROLF MÜLLER

Wie biblisch ist unsere Gemeinde?

Fragen, die kaum noch gestellt werden

Unserer Gemeinde ist in Ordnung! „Wem es nicht passt, der soll sich doch eine andere Gemeinde suchen!“ Die Augen des Bruders funkelten erregt. „Unsere Aufgabe ist nicht, Zeitströmungen zu beurteilen. Wir sind dazu nicht befugt. Jesus sagt: Richtet nicht, auf dass ihr nicht gerichtet werdet! Reden ist Silber, Schweigen ist Gold! Statt zu kritisieren, sollten wir lieber Gemeindegarbeit treiben! Jede kritische Äußerung zeugt von Richtgeist. Das Unkraut muss man wuchern lassen bis zur Ernte, sonst besteht die Gefahr, dass der Weizen mit ausgerissen wird!“

Leider ist diese Ansicht kein Einzelfall, sondern weit verbreitet. Aber ist sie wirklich biblisch gerechtfertigt?

„Jede Prüfung unserer Gemeindegarbeit durch die Bibel ist unerwünscht. Kritische Anmerkungen sind schädlich und deshalb zu unterlassen. Stattdessen sollen wir Trost und Mut spenden und herzlich und aufrichtig Menschen zu Jesus einladen. Lieber gar nichts sagen als etwas Kritisches, Gott selber wird für uns streiten, wir sollen uns einfach nur heraushalten.“ Es ist eine Tatsache, dass Aussagen der Bibel heute nicht mehr gefragt sind, dafür eine „lasst uns doch alle lieb haben und Einssein-Atmosphäre“ umso mehr. Nichts ist dem heutigen Menschen mehr zuwider als die theologische Auseinandersetzung um die biblische Wahrheit.

Wenn an einem Gebäude die Wände feucht werden und Nässe eindringt, versucht man die Mauern trocken zu legen und das Dach zu reparieren, um größeren Schaden abzuwenden.

Im Geistlichen sind wir meist viel sorgloser. Wir prüfen nicht, was Gottes Wort sagt und wir unternehmen nichts. Wir sind für alles offen und deshalb nicht ganz dicht. Und so kann manches eindringen und die Gemeindegarbeit zerstören. Auch wenn der Herr verheißt hat, dass die Pforten der Hölle seine Gemeinde nicht überwältigen werden, ist das für uns kein Freibrief für Faulheit und Sorglosigkeit in geistlichen Dingen.

Manchmal habe ich den Eindruck, dass die Besucher unserer Gemeinde eine unterhaltsame Rede, aber keine ernste Predigt erwarten. Das wahre Evangelium von Jesus Christus erscheint uns langweilig, das kennen wir doch schon alles. Wir müssen das etwas aufmotzen mit lockeren Anekdoten, flotter, unterhaltsamer Musik, Bewegungen beim Singen und vieles mehr. Das Wort Gottes genügt nicht, man muß sich immer wieder was Neues einfallen lassen, damit die Besucherzahlen wachsen. Nur ja nicht die Leute verärgern, schon gar nicht mit dem Ärger des Kreuzes. Trauen wir dem Wort Gottes nicht mehr zu, dass es Menschen umwandeln kann? Müssen wir es verdünnen und schmackhaft machen, um die Leute zu unterhalten? Reden wir den Leuten nach dem Mund, anstatt ihnen zu sagen, dass sie ohne Heiland in ihren Sünden verloren gehen? Oft wird vieles verniedlicht und auf das Niveau eines Kindergartens gebracht. Der Ernst der Botschaft wird unterschlagen, vom schmalen Weg und der engen Pforte wird selten gesprochen.

„Gott liebt dich so, wie du bist, er segnet deinen Weg, auch wenn du Gottes Gebote ignorierst und treibst, was dir Spaß macht. Du musst dich nur von Gott lieben lassen. Wir sind die Geschäftsführer seiner Schöpfung. Gott schenkt uns Verantwortung, weil er uns liebt. Er will das Beste für uns. Er zwingt uns nicht, er lässt uns unsere eigenen Wege gehen. Er liebt uns so unheimlich toll! Gott will, dass wir die Schätze seiner Liebe erfahren. Er will, dass wir uns von ihm lieben lassen. Er wirbt um uns mit seiner Liebe. Er will unser Leben mit Freude füllen. Er bittet uns um Aufmerksamkeit. Wir sollen seinem Liebeswerben nachgeben. Wir wollen unser Leben mit ihm teilen und uns verändern lassen. Wir wollen unser Leben für seine Liebe öffnen. Er will uns eine Grundfreude schenken. Lass doch zu, dass diese Freude im Herrn dich umhüllt! Lass das Feuer der Lie-

be im Herzen brennen, lass dich nicht vom Verstand regieren. Lass dich lieben von Gott, lass dich beschenken! Gott will dich mit Freude beschenken, das ist was Tolles! Auf jeden Fall kommt Jesus. Er will, dass es dir gut geht, dass deine Seele Ruhe hat. Lass dir diese Chance nicht entgehen!“

(Aus einem evangelistischen Bibelabend, 2008).

JOHN MACARTHUR gibt zu bedenken: Die Einladung des Evangeliums ist nicht als flehentliche Bitte an die Sünder aufzufassen, dem Retter zu erlauben, in ihr Leben zu kommen. Sie ist ein Appell und Befehl an sie, Buße zu tun und ihm zu folgen. Das große Wunder der Erlösung besteht nicht darin, dass wir Christus annehmen, sondern dass Er uns annimmt. Tatsächlich würden wir ihn nie von uns aus lieben. Die Errettung ist also nicht in erster Linie die Entscheidung des Sünders für Christus; sie ist vor allem Gottes souveränes Werk.

Geht von unserer Wortverkündigung noch eine „heilsame Beunruhigung“ aus, oder verkündigen wir einen „harmlosen Gott“, der von unserer Herablassung, uns von ihm lieben zu lassen, abhängig ist? Ist der Herr ein armer Bettler, der darauf hofft, dass wir ihm, wenn wir dazu aufgelegt sind, etwas Aufmerksamkeit entgegen bringen? Ist bei einer solchen Betrachtungsweise, einer solchen Einschätzung der Liebe Gottes nicht anmaßender Selbstbetrug im Spiel, aber nicht die Wahrheit der Bibel? Wo bleibt der Hinweis, dass der Mensch vor Gott ein Sünder und ewig verloren ist? Muss der Mensch nicht zuerst aus seiner falschen Sicherheit aufgeschreckt werden? Muss er nicht erst seine Verlorenheit erkennen, bevor er gerettet werden kann? Wenn heute der Glaube und die göttliche Gnade sich nach dem Menschen richten sollen, wie er nun einmal ist und auch bleiben will, so ist das ein Hirngespinnst. Ohne Buße, das heißt ohne die schonungslose Anerkennung der Wahrheit über uns und unsere Schuld kann es keinen Ausweg aus der Verzweiflung unserer Verlorenheit geben.

Wo findet man heute noch Gottesfurcht? Wo wird noch auf die Konsequenzen des Unglaubens und des Ungehorsams Gott gegenüber hinge-

wiesen? Wo wird noch Gemeindegewöhnung geübt? Heute werden vielfach nicht die Sünder zurechtgewiesen, sondern die, die die Sünde beim Namen nennen. Sollten wir, statt neue Methoden und moderne Formen im Gottesdienst zu praktizieren, nicht wieder neu „den Gehorsam des Glaubens“ aufrichten? (Römer 1,5; 16,26).

Oft geht es in unseren Bibelgesprächen um ein freundliches Geplauder ohne geistlichen Tiefgang. Jeder behauptet etwas anderes und es gibt ständig Diskussionen. Es fehlt das Fundament, das allein trägt; es fehlt die Autorität der Bibel, die häufig dem Zeitgeist angepasst wird. Ja, wir passen uns dem Zeitgeist an. Wir schwächen die Aussagen der Heiligen Schrift ab. Wir bezweifeln, dass alles, was die Bibel lehrt, Wahrheit ist. Wir suchen uns die Bibelstellen aus, die uns passen. Als Vorwand sagen wir: Das ist mir wichtig geworden. Wir wählen aus nach unserem Geschmack. Was uns nicht gefällt, bezeichnen wir als nicht relevant für unsere Zeit. Wir sagen: Das gilt heute nicht mehr.

Sich dem Zeitgeist anpassen ist Weltlichkeit im wahrsten Sinne des Wortes. Die Bibel mahnt: **Und stellt euch nicht dieser Welt gleich** (Römer 12,2). Anpassung an die Welt ist Untreue gegenüber Christus. Wie äußert sich das?

WILLIAM MACDONALD charakterisiert das anhand einer modernen Version von Philipper 4, 6-7: „*In allem lasst eure Anliegen durch Werbung, Spendenaufrufe und Bettelbriefe mit viel Überreibung vor den Menschen kundwerden. Und die Ungewissheit des Geldes, die alles Denken übersteigt, wird eure Herzen und euren Sinn in beständiger Unruhe festhalten.*“

Wir sollten als Gemeinde Jesu wieder den Mut zur liebevollen Konfrontation haben und uns nicht scheuen, eindeutige Trennlinien zu ziehen, wenn es um den Einfluss des Zeitgeistes geht. Wir sollten der Bibel vorbehaltlos vertrauen, statt sie an manchen Stellen zu relativieren. Wir verlieren sonst unsere geistliche Kraft und geben nur noch soziale und humanistische Antworten. Dann suchen die Menschen ihren Halt in anderen religiösen Systemen. Die

Kirche hat weitgehend heute leider Zukunftsvorstellungen aufgegeben und sich in dieser Welt heimisch gemacht. Die Ewigkeit wird ausgeblendet, die Themen Kreuz, Erlösung und Gnade werden aufgegeben.

„Das wollen wir nicht hören!“, sagten mehrere Bibelstundenbesucher, als ich mit ihnen über Johannes 14,1-3 ins Gespräch kommen wollte.

Fragen, die das Ende der Welt betreffen, finden kein Interesse mehr. Wir haben uns im Diesseits eingerichtet, das Jenseits hat keine Bedeutung mehr. Aber gerade wir Christen sollten uns überlegen, wo unsere Werte liegen. Haben wir die gleichen Werte wie die Welt oder sind es andere? Richten wir uns aus an Gottes Wort?

Mal ehrlich: Lassen wir solche Fragen in unseren Gemeinden überhaupt noch zu? Oder sagen wir: „*Es wäre doch eine Torheit, die Leute zu verunsichern; sie wollen sich geborgen und bewahrt wissen. Warum sollen wir sie verärgern!*“ Und deshalb wird in der Verkündigung nur noch selten vom Ärgernis des Kreuzes und vom Ernst der Nachfolge gesprochen. Wir weichen der Konfrontation mit der biblischen Wahrheit aus. Wir vermeiden bewusst bestimmte biblische Texte, die unangenehm berühren könnten. Wir degradieren die Predigt zu einer „persönlichen Beratung auf Gruppenebene“. Es ist nicht der Bibeltext, der die Richtung vorgibt und die Gestalt der Predigt formt, sondern es sind die „Bedürfnisse der Menschen“. Die Folge ist der Verlust der biblischen Autorität und der Verlust des biblischen Inhalts der Predigt.

Zweifellos haben nur wenige Prediger die Absicht, sich von der Bibel zu lösen. Das ändert allerdings nichts an der Tatsache, dass durch den Wunsch, die Hörer „dort abzuholen, wo sie sind“, die Predigt zum „Erfolgsseminar“ umgeformt wird. Das Problem ist, dass der Sünder selber sich gar nicht bewusst ist, was sein dringendstes Bedürfnis ist. Er ist blind für sein Bedürfnis nach Erlösung, weil er auch blind für seine Verlorenheit ist. Und deshalb muß er das Wort der Wahrheit gesagt bekommen. Ihm muss klar gemacht werden, dass es um ewiges Leben oder ewige Verdammnis geht und nicht um

zeitliche Bedürfnisse wie das Vorwärtskommen in dieser Welt.


Man muss als Verkündiger selbst überzeugt sein, wenn man andere überzeugen will. Und man muss für seine Überzeugung eintreten. Eine starke Überzeugung hat mit geistlicher Reife zu tun und kommt aus der Kenntnis des Wortes Gottes. Sie ist Voraussetzung für den Dienst. Verkümmert bei uns das geistliche Wachstum, weil die Überzeugung der Hirten fehlt? Gehen wir zu viele Kompromisse ein? Gebrauchen wir das scharfe, zweischneidige Schwert, das Wort Gottes, in rechter Weise? Predigen wir das Wort? Sind wir Menschen oder Gott gefällig? Verdrängen wir durch Oberflächlichkeit die Wahrheit? Ist Christus das Haupt unserer Gemeinde? Geht die Predigt in die Tiefe oder ist sie nur unterhaltend? Beachten wir, dass nur Gott Sünder ändern kann, und dass er es durch seinen Geist und sein Wort tut? Glauben wir, dass Gottes Wort nicht leer zu ihm zurückkommt, sondern ausrichtet, wozu er es gesandt hat? Wird bei uns verkündigt, was die Menschen brauchen oder was sie hören wollen? Kümmern wir uns mehr darum, was der Bibeltext für mich persönlich bedeutet, als darum, was Gott sagen will? Lege ich Wert darauf, was mir wichtig geworden ist oder achte ich darauf, was Gott wichtig ist? Sind die Worte der Schrift Quelle und Inhalt der Verkündigung? Haben wir uns der Welt schon so angepasst, dass wir als Christen gar nicht mehr wahrgenommen werden? Muss dem Wort Gottes heute durch allerlei „Zutaten“ auf die Sprünge geholfen werden? Kann man mit dem Wort allein keinen Hund mehr hinter dem Ofen hervorlocken? Hat der Herr Jesus am Kreuz für uns sein Leben hingegeben, damit wir ihn mit allerlei Jux und Allotria „feiern“ können? War die Reformation ein großer Irrtum? Sind die Märtyrer der Reformationszeit unnötig für ihren Glauben gestorben? War das alles nur ein Mißverständnis? Gibt es überhaupt noch Protestanten im deutschsprachigen Raum? Was glauben wir eigentlich? Zeigen wir Profil in einer Zeit, in der alle Maßstäbe eingebnet werden? Wissen wir wirklich, was das Wort Gottes sagt? Glauben wir, was das Wort Got-

tes sagt? Tun wir, was das Wort Gottes sagt?

Ich fürchte, wir machen uns mehr Gedanken darüber, was die Welt meint, als darüber, was Gott sagt. Viele Gemeinden geraten durch Anpassung an den Zeitgeist in eine Krise. Der Grund ist ein unklares Verhältnis zur Heiligen Schrift. Wenn das Vertrauen in die Bibel schwindet, sind wir nicht mehr Licht und Salz, sondern lau. Der Herr wird uns ausspucken aus seinem Mund. Uns kann nur Umkehr zum Wort Gottes helfen. Wir dürfen der Bibel nichts hinzufügen und nichts von ihr wegnehmen. Die Bibel ist ohne Irrtum und ohne Fehler. Wer das heute vertritt, steht als Außenseiter da; er zieht sich nicht nur den Hass der Welt zu, sondern auch teilweise den Mißmut der Glaubensgeschwister. „Wie kann man denn so intolerant sein!“

Aber in der Wahrheitsfrage ist Toleranz fehl am Platz. Das hat nichts mit Überheblichkeit und Lieblosigkeit zu tun. Darf man denn schweigen, wenn in unseren Gemeinden „menschliche Meinungen“ zunehmend die Richtung bestimmen? Wird nicht gerade die Liebe versuchen, hier zu warnen?

Wie biblisch sind unsere Gemeinden? Ich bin Realist und weiß, dass keine Gemeinde perfekt ist, aber das Fundament sollte tragfähig sein. Das kann man erkennen an der Haltung zur Bibel, am Stellenwert biblischer Predigt, an gesunder Lehre und Praxis. Wird Gott geehrt? Wie sieht es mit konsequenter Nachfolge aus? Ist in der Gemeinde Mission ein wichtiger Teil der Arbeit? Ist die Liebe zu Gott und die Liebe untereinander ein Kennzeichen der Gemeinde? Lebt die Gemeinde aus Glauben? Herrscht Einigkeit? Gibt es Möglichkeiten zur Mitarbeit?

Keine Gemeinde wird all diese Kennzeichen jemals vollkommen erfüllen. Es gibt hier auf der Erde keine perfekte Gemeinde. Und wenn es eine gäbe, wäre sie in dem Moment unvollkommen, wenn ich ihr beitreten würde. Das ist aber kein Grund, die biblischen Standards herabzusetzen. Es ist vielmehr eine Ermunterung, die vielen Fragen, die heute kaum noch gestellt werden, wieder neu in den Mittelpunkt zu rücken. 



WERNER HUCKS / WERNER HOFFMANN

Breit aus die Flügel beide
Paul Gerhardt – seine schönsten Texte zu einfühlsamer Gitarrenmusik.

Anlässlich des Gedenkjahres zum 400. Geburtstag des berühmten Liederdichters entstand mit dieser Tonaufnahme ein Meisterwerk, das die gesprochenen Texte dem Hörer in einer Weise nahebringt, die nicht nur den langjährigen Kenner dieser wunderbaren Texte aus dem 17. Jhd. tief berühren.

Den einprägsam vorgetragenen Strophen der zwölf Lieder, von „O Welt, sieh hier dein Leben“ aus dem Jahre 1647 über „O Haupt voll Blut und Wunden“ bis zu „Ich bin ein Gast auf Erden“ aus dem Jahr 1667 kann sich kein Herz, das den Herrn liebhat, entziehen. Ein Auszug daraus:

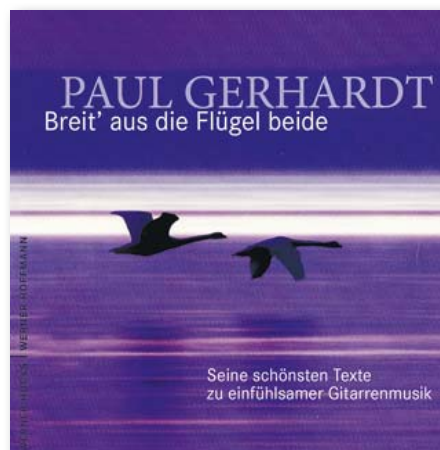
Was ist mein ganzes Wejen von Jugend an
Als Müß und Not gewesen?

*Solang ich denken kann,
hab ich so manchen Morgen, so manche liebe Nacht
mitummer und mit Sorgen des Herzens zugebracht.*

Der Text „Befehl du deine Wege“ wirkt, in verbaler Weise entsprechend vorgetragen, als eine ergreifende und trostreiche Predigt für jede müde und für jede wache Seele.

Eine wirkliche Empfehlung nicht nur für lange Winterabende, sondern für *jede* Gelegenheit und auch als wertvolles Geschenk zum Mitbringen.

Kawohl-Verlag, Audio-CD,
www.shop.kawohl.de/products/00/55911 € 14.95



GEORG STEINBERGER

Der Weg dem Lamme nach
Dieses Buch gehört einerseits zum Besten, was je auf dem Gebiet der Nachfolge geschrieben wurde – auf der anderen Seite zeigt es in erschreckender Klarheit auf, was die Gemeinde im Laufe der letzten Jahrzehnte kontinuierlich verloren hat.

Georg Steinberger (1865-1904) fand nach langem Suchen zum Glauben an Jesus Christus und damit zu seinem neuen Lebensmotto: „Der Weg dem Lamme nach“. Der gelernte Schuhmacher besuchte die Bibelschule und wurde Seelsorger in einem Züricher ‚Heim für hilfsbedürftige Menschen‘, wo viele durch seinen Dienst gesegnet wurden. „Der Weg dem Lamme nach“ ist Steinbergers bekanntestes Buch – ein Klassiker, der den Lebensweg in der Nachfolge Jesu vorstellt: ein Weg, zu dem Glauben und Vertrauen ebenso gehören wie Gehorsam, Selbstverleugnung und Leidensbereitschaft.

ZWEI LESEPROBEN:
...Solange wir das eigenen Leben nähren, halten wir uns unter dem Fluche; denn Gott hat unser eigenes Leben verflucht in dem Kreuze. Für sich sein, heißt gegen Gott sein. Das eigene „ich“ ist gleichbedeutend mit „Fleisch“ und fleischlich gesinnt sein ist eine Feindschaft gegen Gott (Röm. 8,7).
... Es ist nicht genug, dass wir uns Gott anvertrauen können, er muss sich auch uns anvertrauen können. Wir lesen in Johannes 2,24: „Aber Jesus vertraute sich ihnen nicht an, denn er kannte sie alle.“ Leuten, die nur schauen und empfangen wollen, kann sich Jesus nicht anvertrauen. Sich wundern ist noch kein Glaube. Jakob wunderte sich, als er die Himmelsleiter sah, über die Heiligkeit und Güte Gottes, glaubte ihr aber nicht. Welchen Leuten kann sich Jesus anvertrauen? Solchen, die sich selber nicht mehr trauen! Solchen, die Ihm folgen bis ans Kreuz, die unter dem Kreuz stehen, die nicht mehr Gaben und Segnungen suchen, sondern Ihn ... (Auszüge aus Seite 40 und 41).

Brunnen-Verlag, Taschenbuch, 90 Seiten,
ISBN: 3-7675-3132-1, Bestellnr: 113132
www.leseplatz.de/cgi-bin/navigation/rm/chooseDetailItem/itemID/47671/title/Der_Weg_dem_Lamme_nach/ € 5.95

